

UB Braunschweig

4725-7243

omnibus 7 1963







# TATSACHEN - ARGUMENTE

Nr. 39

Juni 1962

## Jedem eine Chance

### SPD-Fraktion beantragt Ausbildungsförderungs-Gesetz

*Stärkstes Interesse in der Öffentlichkeit hat der von der SPD-Fraktion vorgelegte Initiativ-Entwurf eines Gesetzes über Ausbildungsförderung gefunden. Das Gesetz soll jedem jungen Menschen dazu verhelfen, eine seiner Neigung und Eignung entsprechende Bildung und Berufsausbildung zu erhalten.*

*Die Nachfrage nach dem Antrag der Fraktion der SPD, Drucksache IV/415, ist so groß, daß der ungewöhnliche Fall eintrat, daß die Bundestagsdrucksache mit dem Entwurf ausverkauft wurde und eine weitere Auflage gedruckt werden mußte.*

*Im folgenden der Wortlaut des sozialdemokratischen Gesetzentwurfs:*

#### § 2

#### Allgemeine Voraussetzungen

(1) Ausbildungsförderung wird gewährt, soweit den Eltern, dem Ehegatten und dem Auszubildenden nicht zugemutet werden kann, die Kosten der Ausbildung aus eigenen Mitteln zu bestreiten.

(2) Ausbildungsförderung erhält, wer

1. Deutscher im Sinne des Artikels 116 des Grundgesetzes ist und
2. sich für die erstrebte Ausbildung eignet.

S  
DE  
A  
601  
(125,2)



In diesem Artikel soll untersucht werden, ob in der Bundesrepublik jeder Bürger bei gleicher Begabung die gleichen Startmöglichkeiten hat, um eine seiner Neigung entsprechende Ausbildung zu erlangen.

Daß dieser Gleichheitsgrundsatz noch nicht verwirklicht ist, soll an folgenden Beispielen aufgezeigt werden.

Auf Grund von Untersuchungen hat man folgendes festgestellt: Von 100 oberschulbegabten Kindern gehen nur 57 zur Oberschule. Dies bedeutet, daß 43 Prozent der Kinder zwar die Begabung für einen Oberschulbesuch besitzen, aber davon keinen Gebrauch machen. Andererseits sind aber unter hundert Oberschülern auch elf, die auf Grund ihrer Fähigkeiten nicht auf die Oberschule gehören. Interessant werden diese Zahlen, wenn man die soziale Stellung der Eltern betrachtet. Dabei stellt sich heraus, daß der Großteil der Kinder aus der sozialen Grundschicht trotz ihrer Begabung nicht die Oberschule besuchen. Der Großteil der Oberschüler, die auf Grund ihrer Begabung nicht auf die Oberschule gehören, besteht aus Kindern der Ober- und der Mittelschicht. Nur die Oberschicht schickt fast alle ihre Kinder zur Oberschule, in allen anderen Schichten kommt es zu starken Ausfällen.

Auf unseren wissenschaftlichen Hochschulen wird diese Verteilung noch viel deutlicher. Hier stellen die Ober- und die beiden Mittelschichten 90 Prozent aller Studenten.

Die Frage ist nun, woran liegt dieses unausgeglichene Verhältnis?

Wenn man nicht annimmt, daß die Kinder der sozialen Unterschichten grundsätzlich weniger begabt sind als die der Oberschichten, lassen diese Zahlen nur den Schluß zu, daß es vornehmlich materielle Gründe sind, die die befähigten Kinder von dem ihrer Begabung adäquaten Bildungsweg zurückhalten. Diese Annahme wird durch eine Umfrage unterstützt. Danach wären 29 Prozent aller befragten Erwachsenen lieber auf eine andere Schule gegangen. Von diesen gaben 60 Prozent wirtschaftliche Gründe für den Nichtbesuch an. Zusammenfassend kann gesagt werden: Die Entscheidung über den Hochschulbesuch fällt nicht erst nach der Reifeprüfung, sondern schon mit der Anmeldung zur Oberschule. Der Besuch der Oberschule ist aber sehr stark von der sozialen Stellung der Eltern abhängig. Das bedeutet,

# Hat jeder eine Chance?

ein Kind aus einer niedrigeren Sozialschicht hat viel geringere Chancen die Oberschule und damit später eine wissenschaftliche Hochschule zu besuchen als ein Kind aus der Ober- oder Mittelschicht. Nach dem Gesagten ist es möglich, für andere Bildungswege ähnliche Verhältnisse anzunehmen.

Selbst nach Einführung der Studienförderung nach dem Honnefer Modell ist für diesen Zuständigkeitsbereich der Gleichheitsgrundsatz nicht gewahrt. Denn nach den Bestimmungen wird von dem wirtschaftlich schwachen Studenten die Förderung von einem besonderen Eignungs- und Leistungsnachweis abhängig gemacht, und ihm erst damit der Hochschulbesuch ermöglicht. Der wirtschaftlich besser gestellte Student kann die Hochschule bei gleicher Begabung ohne diese Kontrollen besuchen.

Wie ist diese ungleiche Startchance vom Gesetz her zu betrachten?

Die Bundesrepublik ist ein sozialer Rechtsstaat; das heißt, unser Staat ist auf die Verwirklichung und auf die Sicherung der Gerechtigkeit ausgerichtet. Dann aber muß der Artikel 12 Absatz 1 des Grundgesetzes auch beinhalten, daß die freie Wahl des Arbeitsplatzes und der Ausbildungsstätte nicht durch soziale und wirtschaftliche Schranken behindert wird. Der Bund hätte also Sorge zu tragen, daß diese Ungleichheit beseitigt wird, die zweifelsohne vorhanden ist. Dies ist nur durch ein Bundesgesetz möglich, denn wie die unterschiedliche Regelung in den Ländern zeigt, ist auch hier der Grundsatz der Gleichheit nicht gewahrt, da Ländergesetze dies regional unterschiedlich regeln können. Als Beispiel sei nur die unterschiedliche Regelung der Unterrichts-, Lern-

und Lehrmittelfreiheit in den Ländern erwähnt. Schon im Frühjahr 1959 haben alle Parteien einstimmig die Regierung ersucht, ein umfassendes Gesetz über Berufs- und Erziehungsbeihilfen dem Bundestag vorzulegen. Dieser Gesetzentwurf liegt bis heute leider noch nicht vor.

Im Mai 1962 hat die Bundestagsfraktion der SPD einen entsprechenden Initiativentwurf eines Gesetzes über Ausbildungsförderung dem Bundestag vorgelegt. Er wird nun im kulturpolitischen Ausschuß beraten. Dieser Gesetzentwurf sieht vor, daß nicht nur die wissenschaftliche, sondern jede Ausbildung gefördert wird, wenn der zu Fördernde sich für die erstrebte Ausbildung eignet. Im Gegensatz zur Förderung nach dem Honnefer Modell hat dieser Entwurf einige Vorzüge, die die Studentenschaft betreffen. Hier wird für den studentischen Bereich Abstand genommen von der Vervielfachung der Sätze der Sozialhilfe, um den Regelsatz für den notwendigen Lebensunterhalt festzusetzen. Es werden endlich Pauschalbeträge festgesetzt, die auch an die unterschiedliche Belastung der einzelnen Studienfächer angepaßt werden können. Ferner können die Freibeträge, die man zur Feststellung der zumutbaren Eigenleistungen zugrunde legt, jährlich geändert werden. Ob es ratsam ist, sie der Entwicklung des Volkseinkommens anzugleichen, ist eine andere Frage.

Leider sind die für die Übergangsregelung vorgesehenen Jahresfreibeträge überholt, denn inzwischen sind für die Studienförderung nach dem Honnefer Modell bedeutend höhere Freibeträge vorgeschlagen worden.

Mit diesem Gesetz kann erreicht werden, daß die Begabten- und die Förderungsauslese auf allen Stufen der Bildungswege zur Deckung gebracht werden. Das ist der positive Gedanke dieses Gesetzentwurfes. Selbstverständlich hat er auch Schwächen, die gerade in der Studentenförderung schon besser gelöst sind. Diese Fragen sind jedoch zweitrangig und dürften sich bei den Ausschußberatungen von selber lösen. Wichtig ist, daß der Grundgedanke erhalten bleibt und verwirklicht wird, denn dann hindern nicht mehr wirtschaftliche Gründe zum Schaden der Allgemeinheit einen Teil unseres Volkes an der freien Entfaltung seiner Begabung. Dann hat nicht nur jeder eine Chance, sondern dann hat jeder die gleiche Chance.

Georg Ahlswede





# 1 Sack Kohlen mehr

Kötz-Kunden rechnen mit Kötz:  
bei einer Sorte Nußkohle  
gab es

(für das gleiche Geld)

4 Sack im letzten Winter  
jedoch

5 Sack im Sommer 1962  
also

1 Sack Kohlen mehr

Kötz-Kunden rechnen:

Sommerkohlen sind billiger.

Daher:

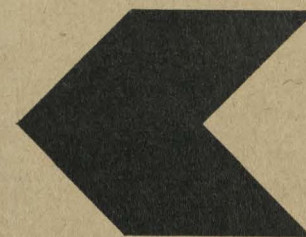
im Sommer Kohlen kaufen,  
das lohnt sich!

Dann stimmen die Kohlen  
im Winter, wie im Sommer.

Hauptsache:

Die Kohlen stimmen!

Darum rechnen Kötz-Kunden  
auch mit den lohnenden  
Kohlensommerpreisen 1963  
und natürlich mit Kötz.



Kohlen Heizöle Baustoffe  
Bertramstraße 9 Helenenstraße 16  
Fernruf 22033

# Kötz



Magnifizenz! Spektabilitäten! Hochansehnliche Festversammlung!

Der Anlaß zu dieser Feierstunde, die offizielle Übergabe der neuen Mensa, ist von der Studentenschaft unserer Hochschule lange herbeigewünscht worden. Ich darf im Namen der Studentenschaft all denen herzlich Dank sagen, die dieses Projekt gefördert und gebaut haben. Wir sind überzeugt, daß es in Verbindung mit dem geplanten Studentenhaus zu einem richtigen Zentrum studentischer Begegnung werden wird.

Die Fertigstellung dieses teuren neuen Hauses, das vom Staat errichtet wurde, bedeutet nicht nur einen entscheidenden Einschnitt in die Entwicklung unserer Hochschule, sondern sie zeigt sogleich die Problematik der Sozialarbeit von heute auf.

Sie wissen, daß die soziale Betreuungsarbeit an den Studenten von den Studentenwerken durchgeführt wird. Ohne auf die Geschichte der Studentenwerke eingehen zu wollen, kann heute gesagt werden, daß sie sich im Laufe ihrer Entwicklung immer mehr verselbständigt haben, zu Institutionen geworden sind, die sich von den Studentenschaften entfernten. Die Basis ihrer Arbeit ist jedoch die gleiche geblieben, nämlich die Solidarität aller Studenten. Wenn heute gefordert wird, die Studentenwerke der Hochschule näher zu bringen, so können wir das nur so verstehen, daß sie der Studentenschaft wieder zugeordnet werden.

Die soeben aufgezeigte Entwicklung der Studentenwerke, sich von der Studentenschaft zu entfernen, birgt die große Gefahr in sich, daß die Arbeit in den Studentenwerken nicht nur von dem Gedanken getragen wird, zu helfen, sondern daß man im übergroßen Maße bestrebt sein wird, wirtschaftlich zu arbeiten zum Vorteil der Institution Studentenwerk.

Ich hoffe aber, daß diese Entwicklung nicht eintritt, sondern daß die soziale Betreuungsarbeit weiterhin der Grundgedanke der Arbeit der Studentenwerke sein möge.

Horst Döpcke



Wenn man die Frage nach dem Charakter der Studentenwerke behandeln will, dann ist es notwendig, einen Blick auf ihre geschichtliche Entwicklung zu werfen und dabei vor allem die Konsequenzen aufzuzeigen, die sich für die Studentenwerke aus dem Fehlen einer Rechtspersönlichkeit der Studentenschaft ergaben.

Schon unmittelbar nach Ende des ersten Weltkrieges bildeten sich an allen deutschen Universitäten und Hochschulen Allgemeine Studentenausschüsse, die sich 1919 zur »Deutschen Studentenschaft« zusammenschlossen. Ihre Bestrebungen, von den Ministerien und Senaten anerkannt zu werden und ein Studentenschaftsrecht zu schaffen, wurden nachhaltig vom Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung unterstützt, das 1920 den Senaten und Studentenausschüssen den Entwurf einer »Verordnung über die Bildung von Studentenschaften an den Universitäten und Technischen Hochschulen« zuleitete. Noch im gleichen Jahre wurde die Preußische Ministerialverordnung über die Bildung von Studentenschaften an Preußischen Hochschulen erlassen, die im wesentlichen den Wünschen der Studentenschaft entsprach. Diesem Vorbild folgten dann die übrigen deutschen Hochschulländer, indem sie ähnliche Bestimmungen erließen.

Das neue Studentenschaftsrecht hob als besondere Aufgabe der studentischen Selbstverwaltung »die allgemeine soziale Fürsorge für die Studentenschaft« hervor. Die Grundlage des sozialen Auftrages der Studentenschaften der 20-iger Jahre war die Solidarität aller Studenten. Er sollte weder dazu dienen, dem Staat gegenüber wirtschaftliche Interessen durchzusetzen, noch sollte damit eine studentische Armenfürsorge begründet werden. Es entsprach dem Selbstverständnis studentischer Sozialarbeit, daß im Vordergrund der Bemühungen der Studentenschaften die wirtschaftliche Selbsthilfe stand. Die Einrichtung von Studentenhäusern, Mensen, Arbeits- und Wohnungsvermittlungen, der gemeinsame Bezug verbilligter Lernmittel, die Krankenversorgung und die Errichtung von Darlehnskassen stellten große Aufgaben.

Durch die preußische Studentenrechtsverordnung hatte die Studentenschaft keine Rechtsfähigkeit erlangt. Das mag insofern erstaunlich erscheinen, als hiermit einem nicht bestehenden

# Studentenwerk, eine Selbsthilfe einrichtung

Rechtssubjekt Aufgaben, Pflichten und Rechte zugeordnet waren. Die Erklärung hierfür liegt in der beabsichtigten Vorläufigkeit der Verordnung. Mit Rücksicht darauf, in einer Universität, in der die hierarchische Ordnung durch eine demokratische ersetzt ist, eine Rechtsstellung zu erlangen, die ihr die Wahrnehmung der Selbstverwaltung auch rechtlich ermöglichen würde, hatte die Studentenschaft in den Vorverhandlungen auf eine eigene Rechtspersönlichkeit verzichtet. Das war eine Annahme, die sich bis zum heutigen Tag als trügerisch erwiesen hat.

Bald stellte sich heraus, daß die bewußt zurückgestellte Frage der Rechtsfähigkeit der Studentenschaft der Bewältigung ihrer Selbstverwaltungsaufgaben im Wege stand. Das zeigte sich besonders bei der Wahrnehmung der wirtschaftlichen Selbsthilfe. Da die Studentenschaft mangels eigener Rechtspersönlichkeit als Vertragspartner und Haftungsträger nicht infrage kam, wurden diese »Wirtschaftskörper« der Studentenschaften als juristische Personen des Privatrechts verselbständigt. Nahezu überall entschloß man sich für die Rechtsform eines eingetragenen Vereins. Ferner brachte es der wachsende Umfang der Selbsthilfearbeit mit sich, daß sie nicht mehr allein im Wege persönlicher ehrenamtlicher Selbstverwaltung erfüllt werden konnte. Die Einstellung von hauptamtlichen Mitarbeitern erwies sich als notwendig. Damit war unbeabsichtigt der Grundstein für eine Entwicklung gelegt, die dazu führte, daß sich Studentenschaft und Studentenwerk stetig voneinander entfernten. Der kontinuierlich vorhandene Mitarbeiterstab trug mit dazu bei, daß die Wirtschaftskörper bald ein Eigenleben und Eigenbewußtsein entwickelten. Das studentische Interesse in sozialen Angelegenheiten wandte sich der Institution Studentenwerk zu, und anstelle des Selbsthilfegedankens wurde ein Anspruchsdenken gefördert. Diese gefährliche

Tendenz wurde schon bald erkannt. Die weitere Entwicklung würde zu entscheiden haben, ob sich der genossenschaftliche oder der autoritäre Grundsatz, Selbsthilfe oder Fürsorge, durchsetzen wird.

Mit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus erfuhren auch die Studentenwerke einschneidende Veränderungen, die dazu dienten, das Führerprinzip und die Gleichschaltung durchzusetzen. Auf diese Entwicklung soll aber hier an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Nach 1945 galt es, ähnlich wie nach dem ersten Weltkrieg, der erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Studenten Herr zu werden. In erster Linie trugen die Professorenschaft und die von der Front heimgekehrten Studenten dazu bei, daß neue Wirtschaftskörper entstanden, die in den meisten Fällen wieder die Rechtsform eines eingetragenen Vereins erhielten. Die Gründe dafür liegen, wie bei der Gründung der Studentenwerke in den 20-iger Jahren, in der mangelnden Rechtspersönlichkeit der Studentenschaften und dem Umfang der Aufgaben der Wirtschaftskörper.

Die heutige Studentenschaft ist nun ständig bemüht, eine Entwicklung der Studentenwerke, wie sie nach dem ersten Weltkrieg eintrat und sich auch heute wieder klar abzeichnet, aufzuhalten. An dem Selbstverständnis studentischer Sozialarbeit hat sich bis heute nichts geändert. Das ist auch dann noch der Fall, wenn die Studentenwerke erhebliche finanzielle Zuwendungen vom Staat erhalten.

Die Studentenschaft ist allerdings nicht in der Lage, die vielen Mittel für den Bau von Mensen und Wohnheimen selbst aufzubringen. Die staatlichen Zuwendungen versteht die Studentenschaft als Hilfe zur Selbsthilfe. Der Staat ist bemüht, für die Studentenwerke eine Rechtspersönlichkeit zu finden, die es ihm erlaubt, eine größere Kontrolle über die von ihm gegebenen Mittel auszuüben, als es ihm in einem eingetragenen Verein möglich ist.

Die Studentenschaft erkennt diese Bestrebungen an und hat dann keine Bedenken gegen eine Neuordnung der Studentenwerke, wenn sie weiterhin Träger der Studentenwerke bleibt und der Charakter einer Selbsthilfeeinrichtung der Studentenschaft bei dieser Neuordnung zum Ausdruck kommt.

Horst Döpcke



Die Gesellschaft verlangt berechtigterweise von den Studenten, daß sie sich möglichst gründlich darauf vorbereiten, in ihr verantwortungsreiche Funktionen zu übernehmen. Alle ernsthaften Studenten sind bemüht, diesem Anspruch zu genügen. Sie tun es auf zwei grundsätzlich verschiedene Weisen: Die einen betreiben ein Brotstudium, reine Berufsausbildung, die anderen studieren aus Neugierde, aus Freude an der Erkenntnis. Die ersteren sind ohne weiteres als die zu erkennen, die sich unmittelbar darauf vorbereiten, Funktionen zu übernehmen. Die anderen tun es nur mittelbar, indem sie durch ihre Studien in die verantwortungsfähige Gruppe innerhalb der Gesellschaft hineinwachsen. Gemessen an den Erfordernissen unserer Zeit, und das gilt mit Sicherheit auch für die weitere Zukunft, sind heute beide Typen von Studenten notwendig.

Hinsichtlich des zweiten Typs bleibt diese Behauptung nicht unwidersprochen, und zwar weniger in der öffentlichen Diskussion als mehr durch politische Vorgänge und Verwaltungsakte. Ich erinnere an die immer wiederkehrenden Einwände gegen das Honnefer Modell, die zum Teil unzureichende Freizügigkeit der Studenten, und generell an die offen und versteckt vorgetragenen Angriffe gegen akademische Sonderrechte. Der hieraus resultierende vermeintliche Interessengegensatz zwischen Gesellschaft und Studentenschaft ist auf seiten der Studentenschaft das erste Argument für eine gewisse Koalitionsbildung. Sie wird sichtbar in den Institutionen zur Studentenvertretung.

Die erste Aufgabe der Studentenvertretung ist es daher, immer wieder in der Öffentlichkeit nachzuweisen, daß es zwischen Studentenschaft und Gesellschaft hinsichtlich der Auffassung vom Studium keinen Interessengegensatz gibt. Sie verliert dabei ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie den Anschein erweckt, eine studentische pressure group zu sein, die ein bestimmtes Gruppeninteresse vertritt. Die Studentenschaft ist daher trotz all der Nachteile, die damit verbunden sind, gezwungen, als legitimierte Sprecher ausschließlich Studenten herauszustellen. Studenten, die in gleicher Weise wie alle anderen Studiensorgen haben, finanziell unselbständig sind und sich in einer gewissen studienbedingten Abhängigkeit von ihren Hochschullehrern fühlen. Die Studentenvertretung darf sich auch selbst niemals als pressure

# Studenten für Studenten

group verstehen, denn das würde ihre Argumentation in dieser Frage gegenüber der Öffentlichkeit durch innere Verlogenheit aushöhlen.

Es ist das traditionelle Recht der deutschen Hochschule, autonom zu sein, das heißt, die sie betreffenden Dinge in eigener Verantwortung zu regeln. Die Verantwortung für das, was geschieht, liegt ausschließlich bei der Dozentenschaft. In neuerer Zeit haben im öffentlichen Leben demokratische Strukturen die patriarchalisch autoritären abgelöst. Dieser Vorgang bewirkte in seiner Ausstrahlung auf die Hochschule das legitime Verlangen der Studentenschaft, in der Hochschule mitbestimmend und mitverantwortlich tätig zu sein. Dies ist ein weiterer Grund, der zur Koalitionsbildung auf seiten der Studentenschaft führte.

Da die Dozentenschaft offenbar nicht befugt ist, von sich aus Teile ihrer Verantwortlichkeit auf die Studentenschaft zu übertragen, ist diese darauf angewiesen, daß ihre Vertreter von der Dozentenschaft ernst genommen und bei der Beratung der Fragen, die die Hochschule und damit die Studentenschaft angehen, herangezogen werden. Da von der Dozentenschaft nicht erwartet werden kann, daß sie zu den oft sehr vertraulichen und schwierigen Dingen den jeweiligen Studentenvertreter nur auf Grund seines Amtes und ohne Ansehen der Person hinzuzieht, muß die Studentenschaft unbedingt darauf achten, daß sie sehr umsichtige und ausgeglichene Personen mit ihren Ämtern betraut, die nicht nur in studentischen Kreisen »ankommen«. Das heißt der qualifizierteste Student ist für ein Amt in der Studentenvertretung gerade gut genug. Die Ämter sind wenig lukrativ, so daß es schwerfällt, sie geeignet zu besetzen. Das studentische Bildungsinteresse verlangt auch

Angebote und Hilfsmittel, die an der Hochschule nicht vorkommen, entweder weil sie im Laufe einer verhängnisvollen Entwicklung verkümmerten oder weil der Bedarf nach ihnen aus neuerer Zeit stammt, die in mancherlei Hinsicht in die Gefilde der traditionsreichen deutschen Hochschule noch nicht eingedrungen ist. Die Studentenschaft ist daher zur Selbsthilfe gezwungen. Der dritte der Gründe, die zur Koalitionsbildung führen.

Als Selbsthilfeorganisation der Studentenschaft hat die Studentenvertretung im wesentlichen in fünf Aufgabenbereichen zu wirken.

Sie hat für die Milderung materieller Not in der Studentenschaft zu sorgen.

Sie muß die Integrierung der ausländischen Kommilitonen in unsere Gesellschaft und unser Hochschulleben betreiben, um ihnen ein sinnvolles Studium zu ermöglichen.

Sie hat die internationalen Beziehungen der Hochschule auch für Studenten nutzbar zu machen.

Sie muß der Studentenschaft Gelegenheit verschaffen, sich mit Menschen, Vorgängen und Dingen auseinanderzusetzen, die in Kunst und Literatur das Bild der Zeit bestimmen.

Sie muß dafür sorgen, daß sich die Studenten in wissenschaftlicher Weise mit politischen Problemen befassen können und daß Einrichtungen geschaffen werden, die den Studenten praktische Übungen ermöglichen, in denen ihnen das Funktionieren demokratischer Willensbildung nahegebracht wird, und die sie befähigen, daran mitzuwirken.

Es wäre unsinnig, wollte die Studentenvertretung diesen Aufgabenkatalog in eigener Regie wahrnehmen. Sie wäre finanziell und personell überfordert. Es ist ein beklagenswerter Mangel, daß bis heute in die Mehrzahl der Hirne der Studentenvertreter noch nicht die Erkenntnis eingedrungen ist, daß alle fünf Aufgabenbereiche im Grunde in gleicher Weise behandelt werden können: Wenn es möglich ist, daß ausschließlich zur Milderung materieller Not in der Studentenschaft eine Institution, nämlich das Studentenwerk, geschaffen wird, wenn es möglich ist, daß dazu vom Staat umfangreiche Mittel bereitgestellt werden, wenn es möglich ist, daß die Hilfe für die ausländischen Kommilitonen im wesentlichen von den akademischen Auslandsämtern geleistet wird, dann sollte es auch möglich sein, in ähnlicher Weise bei den restlichen drei Aufgabenbereichen



Der Auslandsreferent ist mit zu wenig Geld, mit zu wenig Macht und zu wenig Ansehen ausgerüstet, um Studenten, geschweige denn die Studentenschaft, in einen Kontakt zur Förderung des

Die Studentenvertretung soll sich darauf beschränken, Wege zu ersinnen, auf denen Mängel gemildert oder beseitigt werden können, und sie soll darauf drängen, daß solche Wege eingeschlagen werden. Sie muß dafür sorgen, daß sie bei allen Dingen, die die Studentenschaft betreffen, das Mitspracherecht behält oder erwirbt, denn sie allein ist von der Studentenschaft zu ihrer Vertretung legitimiert.

Je straffer sie strukturiert ist, um so besser kann sie ihre Aufgaben wahrnehmen. Sie muß bestehen aus einer Geschäftsführung mit weitgehenden Vollmachten, die durch ein zahlenmäßig kleines und daher arbeitsfähiges Studentengremium

[illegible]

Studiums mit dem Ausland zu bringen. Er kann wohl einzelnen mal eine Reise ermöglichen, das aber als Lösung der bestehenden Aufgabe zu betrachten, ist ein Hohn.

Wir dürfen es als großen Erfolg ansehen, wenn es

Die Studentenvertretung selbst als das Übungsfeld, das Labor, anzusehen, in dem das Funktionieren demokratischer Willensbildung studiert werden kann, ist unzulässig. Sie ist zur qualifiziertesten Vertretung der studentischen Belange geschaffen und mit dieser Aufgabe bereits über ihre Kräfte hinweg belastet. Als Sandkasten angehender Demokratie würde ihr eine zweite Last aufgebürdet, die sie nicht mehr tragen kann.

Was in der Studentenvertretung heute über den hier gesteckten Rahmen hinausgeht, erscheint mit Ausnahme der Angestellten nicht nur entbehrlich, sondern ist hinderlicher Ballast und möglichst umgehend abzuwerfen. Hermann Oetting



Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist die Partei der Freiheit des Geistes. Sie ist eine Gemeinschaft von Menschen, die aus verschiedenen Glaubens- und Denkrichtungen kommen. Ihre Übereinstimmung beruht auf gemeinsamen sittlichen Grundwerten und gleichen politischen Zielen.

# SPD



»Grundsätzlich positiv. Allerdings müßten die Anregungen von den Studentenschaften der Kunsthochschule und der Pädagogischen Hochschule kommen, man könnte sonst wieder glauben, das Studentenwerk der Technischen Hochschule wolle Privilegien inhalieren.« Mit solchem Seitenhieb auf das Prestige- und Autonomiestreben Braunschweiger Akademiker beantwortete Diplomingenieur Karl Heinz Loschke, AkaHi-Boß der Carolo-Wilhelmina, die Frage nach einer eventuellen Beteiligung der Künstler und Pädagogen an seinem, gemessen an vergleichbaren Institutionen anderer Hochschulstädte, finanziell durchaus sehr gesunden Selbsthilfeverein.

Ohnehin sah der finanzielle Hüter der modernsten Studentenfließbänder Europas nur ungern die Eleven niedersächsischer Pädagogie im Verein mit den Werkkunst-(jetzt Kunsthoch-)schülern an den von TH-Studenten solidarisch bezuschußten Fleischbällchen partizipieren.

Alle Studenten der Technischen Hochschule Braunschweig zahlen nämlich, ob sie nun in der Mensa, bei Hollenbach, im Vater Jahn oder im häuslichen Familienkreis ihren Hunger stillen, einen Beitrag von 12 Deutschen Mark pro Semester an das Akademische Hilfswerk. Dieses Geld trägt fast ausschließlich zur Finanzierung der Mensakost bei.

Eine Befragung der Mensabesucher, an welcher der drei Braunschweiger Hochschulen sie studierten, kam zur Unzeit (die Pädagogische Hochschule hatte schon Semesterferien) und muß wiederholt werden. Anhand dieser Statistik will das Studentenwerk der TH zeigen, daß vor allem die Studenten der Kanthochschule, aber auch ihre Kommilitonen aus der Broitzemer Straße die Mensa »in nicht unerheblichem Maße« frequentieren.

Sollte nun, und das ist zu erwarten, eine erneute Mensademoskopie einen verhältnismäßig hohen Anteil von PH- und Kunststudenten erbringen, wird das Studentenwerk auf eine Beteiligung an den Essenskosten dringen.

Jedoch könnte den beiden in Frage kommenden Allgemeinen Studentenausschüssen solcherart kulinarischer Hickhack erspart bleiben, würden sie von sich aus eine Assoziation an das Studentenwerk der Carolo-Wilhelmina oder Neubildung eines gemeinsamen Braunschweiger Studentenwerkes anstreben. Beide Hochschulen (PH und Kunsthochschule) besitzen bislang noch kein sol-

# Finanziell durchaus sehr gesund...

ches Studentenwerk und klären die Fragen der studentischen Fürsorge zwar mit erheblichem Fleiß, jedoch mehr oder weniger behelfsmäßig. So liegt beispielsweise an der Kanthochschule die Feststellung der Bedürftigkeit von Stipendiaten in der Hand der AStA-Mitglieder sowie eines Beauftragten der Hochschulleitung. Würde ein Studentenwerk die damit verbundenen langwierigen Berechnungen als Auftragsarbeit vom Land Niedersachsen übertragen bekommen, könnten sich AStA, wie auch Hochschulleitung ausschließlich der Interessenwahrnehmung widmen, mit anderen Worten: Ein aus Mitgliedern der Hochschulleitung und Studentenvertretern bestehender Förderungsausschuß brauchte lediglich die Würdigkeit der betreffenden Stipendiaten festzustellen. Die Bedürftigkeit wäre mit Hilfe eines modernen Lochkartenverfahrens sehr schnell durch die Organisation des Studentenwerkes ermittelt. Unliebsame Lokalschlagzeilen (»Kein Stipendium für PH-Studenten« - Braunschweiger Presse vom 22. Dezember 1962) blieben der Kanthochschule bei solchem Verfahren wahrscheinlich erspart. Daß das Kultusministerium dem Studentenwerk sein Vertrauen nicht gewähren wird, ist kaum anzunehmen. Die Förderungsabteilung des TH-Studentenwerkes verwaltet schon jetzt immerhin 2,8 Millionen Deutsche Mark an Honnef-, BVG- und LAG-Geldern des Bundes.

Ein gemeinsames Braunschweiger Studentenwerk würde ferner allen Studenten in der Residenz eine leistungsfähige Kranken- und Unfallversicherung bieten. Außerdem könnten alle Studenten an sozialen und kulturellen Einrichtungen teilhaben, die jetzt (von Rechts wegen) nur den Studierenden der Technischen Hochschule zur Verfügung stehen: Arbeits- und Wohnraumvermittlung, Friseurstube, Papierfliege, Leihbücherei für schöngestigte Literatur und schließlich die Mensa mit Milchbar, Kasse und Kegelbahn. Diese

Dinge kosten natürlich Geld. So bezahlt denn auch der TH-Student in jedem Semester 39 DM an selbstgeleisteten Sozialbeiträgen: Hiervon für die studentische Krankenkasse 17 DM, Unfallversicherung 2 DM, Reihenuntersuchung 1 DM, Akademisches Hilfswerk 12 DM, AStA-Beitrag 4,50 DM und für den Hilfsfonds 5 DM. Klammert man den AStA-Beitrag aus, den die beteiligten Studentenschaften ohnehin schon einziehen, entstünden dem einzelnen PH-Studenten und Kunsthochschüler pro Semester 37 DM für das gemeinsame Selbsthilfeprogramm. Der Student an der Kanthochschule bezahlt jetzt schon allein für die studentische Krankenversicherung (in diesem Falle Debeka) 36 DM pro Semester. Das Studentenwerk der Technischen Hochschule arbeitete bisher im Gegensatz zu anderen niedersächsischen Hochschulen ohne sogenannte »rote Zahlen«. Bei gleicher Geschäftsführung wird auch ein gemeinsames Studentenwerk in Braunschweig Überschüsse aus seiner Arbeit erwirtschaften, die für ein Wohnheimprojekt zur Verfügung ständen. An diesem Projekt wären im Falle des Zusammenschlusses selbstverständlich auch die Kunsthochschule und die PH beteiligt. Abgesehen von sechzig, auf zwanzig Zimmer verteilten sauberen und zentralbeheizten Schlafstellen für angehende Volksschullehrer besitzen beide Hochschulen kein Wohnheim, das den Studierenden ein akademischen Forderungen angemessenes Arbeiten ermöglicht.

Viele Gründe für die Studentenschaften der Kant- und Kunsthochschule. Ein einziger für die Geschäftsleitung des bestehenden TH-Studentenwerkes, den Zusammenschluß zu fördern: die Organisation wird größer, mithin leistungsfähiger. Und Leistungsfähigkeit sollte vorrangige Erwägung bei der Bildung von studentischen Fürsorgeorganisationen sein.

Hinzu käme das Moment der Gemeinsamkeit aller Studenten an Braunschweigs Hochschulen. Gemeinsames Handeln, gemeinsames Helfen wie auch gemeinsames Wohnen sollten es doch endlich schaffen, aus gemeinsam Ausgebildeten auch einen solidarisch denkenden Stand akademischer Bürger zu machen. Autonomiebestrebungen und Korpsgeist dürften schon 1817 (Wartburgfest) keine geeigneten Maximen für akademisches Zusammenleben gewesen sein. Wir schreiben 1963.

Wolfram G. Schaumann



omnibus: Wie stehen Sie, Ew. Magnifizienz, zu der Wohnheimplanung im Schuntergebiet?

Se. Magnifizienz, Prof. Dr. Kohler: Im Düsseldorfer Wohnheimplan ist vorgesehen, etwa 30 Prozent der Studenten in Wohnheimen unterzubringen. Das wären bei uns in Braunschweig für die TH bei 5500 Studenten 1650 Bettplätze. Wir haben in der Tat noch nicht einmal ganz 300. Wir liegen im Vergleich zu andern Hochschulen - auch in Niedersachsen - sehr weit zurück. Es muß hier in Braunschweig schon etwas geschehen; das ist auch die Ansicht des Ministeriums. Um in einem Schluck gewissermaßen eine größere Zahl zu bekommen, wurde dieses Wohnheim mit 900 Plätzen geboren. Eigentlich sind es drei Wohnheime. Die Planung von seiten des Studentenwerks sieht drei ziemlich hohe Häuser vor. Ich glaube aber, die Planung als solche ist nicht ungünstig: Jeweils 10 Studenten werden eine abgeschlossene Einheit bilden, rechts 10, links 10 und in der Mitte die Aufzüge. Die verschiedenen Gruppen hätten also wenig Kontakt, wenn sie nicht wollen. Jede Einheit von 10 Studenten hat eine Küche und einen Eßraum und wohl auch eine Terrasse. Aber die Verhandlungen sind noch im Gange, und sie sind nicht ganz leicht; im übrigen bin ich sicher, daß wir die Hilfe des Staates bekommen werden. Es ist nun die Frage, ob wir jetzt gleich ein so großes Wohnheim bauen können oder ob es vielleicht in einer etwas kleineren Form geschehen muß; der Düsseldorfer Wohnheimplan spricht sich etwas gegen große Wohnheime aus, und das ist auch ein Problem. Kompliziert ist in Braunschweig die Bauplatzfrage. Das Gelände an der Schunter ist mit 28 000 qm recht groß, und es ist auch sehr schön gelegen in der Schunteraue. Da die Entwicklung der Hochschule ja in dieser Richtung geht - Langer Kamp, Bülten - ist auch die Entfernung vom Hochschulgelände mit 1,5 bis 3,5 km erträglich.

omnibus: Würden Sie es begrüßen, wenn in diesem neuen Wohnheim Studierende aller drei Braunschweiger Hochschulen gemeinsam wohnen würden?

Se. Magnifizienz: In anderen Hochschulorten ist es auch so, daß dort Studenten aller am Ort anwesenden Hochschulen zusammen wohnen. Ich persönlich würde eine solche Möglichkeit des gegenseitigen Kennenlernens als eine Bereicherung ansehen.

# Gespräch mit Atmosphäre

## Unsere Gesprächspartner waren der Rektor und der AStA-Vorsitzende der Technischen Hochschule Braunschweig

omnibus: Würden Sie, Ew. Magnifizienz, eine Zusammenfassung der drei Studentenwerke in einem Studentenwerk befürworten?

Se. Magnifizienz: Da gibt es verschiedene mögliche Konstruktionen. Zunächst einmal ist es durchaus möglich, daß das Studentenwerk der TH Amtshilfe leistet; es könnte gewisse Aufgaben übernehmen in der klaren Erkenntnis, daß es nicht gut wäre, weitere Organisationen aufzubauen, die nur Geld kosten. Natürlich hängt das vom Ministerium ab; außerdem müßte jede Lösung vom Senat genehmigt werden.

omnibus: Welche Pläne bestehen für die weitere Bebauung des TH-Geländes?

Se. Magnifizienz: Der Bauausschuß beschäftigt sich gegenwärtig mit dem Generalbebauungsplan als Grundlage für die nächsten 10 bis 15 Jahre. Das ist jetzt möglich, weil die niedersächsische Landesregierung in erfreulicher Erkenntnis der Situation für die nächsten 15 Jahre 1,5 Milliarden für Niedersachsens Hochschulen eingeplant hat. Natürlich ist die Aufstellung eines solchen Planes schwierig; denn was ist in 15 Jahren?

omnibus: Wann ist mit dem 2. Bauabschnitt der Mensa zu rechnen und wann mit dem Bau von Sportanlagen?

Se. Magnifizienz: Für die Mensa ist im Bauhaushalt 64 eine Baurate beantragt, ebenso für den Ausbau des MTV-Sportplatzes und einer Sporthalle. Das sind ja Dinge, die immer wieder zurückgestellt werden mußten, und wir hoffen, daß wenigstens ein Teil der Sportanlagen genehmigt wird. Den 2. Bauabschnitt der Mensa wird das Ministerium wohl genehmigen, da sehe ich sehr optimistisch. Allerdings ist die Planung noch nicht abgeschlossen; das ist alles noch sehr im Fluß, und ich möchte da niemandem vorgreifen. So

etwas wie das Kieler Studentenhaus wird der 2. Bauabschnitt der Mensa nicht sein; ein so großes Haus würde architektonisch nicht dorthin passen.

omnibus: Sind Ihnen, Ew. Magnifizienz, Bestrebungen bekannt, zwischen TH und PH engere Beziehungen herzustellen?

Se. Magnifizienz: Von der Landesregierung ist der Senat der niedersächsischen Pädagogischen Hochschulen gegründet worden, der wohl auch schon arbeitet; darin sind auch drei Vertreter der Universität Göttingen und je einer der Technischen Hochschulen Hannover und Braunschweig. In Niedersachsen nimmt die Lehrerbildung einen anderen Weg als in anderen Bundesländern; in Hamburg beispielsweise ist die PH ein Teil der Universität. In Niedersachsen sind die Pädagogischen Hochschulen eigenständig, und auf diese Eigenständigkeit hat der Kultusminister in seiner Landtagsrede vom 13. Dezember 1963 ausdrücklich hingewiesen.

omnibus: Wie beurteilen Sie, Ew. Magnifizienz, die Arbeit der studentischen Selbstverwaltung?

Se. Magnifizienz: Die studentische Selbstverwaltung ist ein außerordentlich wichtiger Teil der Selbstverwaltung der Hochschule. Es ist ja eine Selbstverwaltung, und da sollte die Hochschule auch nicht gar zu viel eingreifen. Sowohl was meine Person anbetrifft als auch meine Vorgänger: es war immer ein ganz gutes Verhältnis. Ich stehe sehr positiv dazu.

omnibus: Herr Brümmer, wir möchten von Ihnen einiges über die Arbeit der studentischen Selbstverwaltung wissen. Wie stellen Sie sich die Zusammenarbeit der drei Studentenschaften vor? Würden Sie es begrüßen, wenn man sie enger gestaltete?

Hans Brümmer: Im Augenblick gibt es ja nur die Zusammenarbeit auf kulturellem Gebiet. Die begrüße ich auf jeden Fall, da es dadurch möglich ist, die Unkosten der Veranstaltungen günstiger zu decken. Eine weitergehende Zusammenarbeit würde ich nicht von vornherein ablehnen, aber auch nicht unbedingt forcieren. Wenn die beiden anderen Studentenschaften an uns herantreten, werde ich mich nicht verschließen.

omnibus: In diesem Zusammenhang würde es uns interessieren, wie Sie und die Vertreter der Studentenschaft der TH sich gegenüber den Auf-



nahmeanträgen der niedersächsischen Pädagogikstudenten an den Verband Deutscher Studentenschaften verhalten werden, die ja jetzt Anfang März zur Sprache kommen?

Hans Brümmer: So, wie ich die Lage im Augenblick übersehe, werde ich wahrscheinlich noch dagegen stimmen. Und zwar aus folgendem Grund: Der VDS umfaßt alle wissenschaftlichen Hochschulen mit Rektoratsverfassung, Promotionsrecht, usw. Nun versucht man ja die Pädagogischen Hochschulen zu wissenschaftlichen Hochschulen auszubauen. Das kann man aber nicht machen, indem man sie einfach dazu ernennt. Wenn sich die innere Struktur der PH so ändert, daß sie den aufgeführten Aufnahmebedingungen genügt, habe ich keinerlei Bedenken. Wahrscheinlich wird die Stellungnahme der Braunschweiger Vertreter in Hamburg ähnlich sein.

omnibus: Herr Brümmer, durch die Gründung der Hochschule für Bildende Künste scheint sich eine neue Situation in bezug auf das Studentenwerk der TH zu entwickeln, denn die HFBK will gar nicht erst ein eigenes gründen, sondern die Aufgaben Ihrem Studentenwerk übertragen. Nun könnte sich ja unter Umständen, wenn auch die Studentenschaft der PH dazu bereit wäre, ein gemeinsames Studentenwerk in Braunschweig bilden. Wie beurteilen Sie eine solche Möglichkeit?

Hans Brümmer: Ich würde eine Assoziation auf wirtschaftlicher Basis sehr begrüßen, denn das würde ja für alle Beteiligten Vorteile bringen.

omnibus: Für die Studentenschaft der TH plant man den Bau eines Wohnheimes mit 900 Plätzen. Würden Sie es begrüßen, wenn dort auch Studenten der anderen beiden Hochschulen wohnen könnten?

Hans Brümmer: Wenn die Zusammenarbeit der Studentenwerke zustande kommt und die Wohnheimfrage geklärt ist, wird das automatisch kommen. Ich würde es vor allem wegen der Kontaktmöglichkeiten begrüßen.

omnibus: Herr Brümmer, der seit Jahren von der Studentenschaft der TH geforderte Lehrstuhl für Politische Wissenschaften wird ja nun bald eingerichtet. Wird der AStA trotzdem die Vorlesung für alle weiterführen?

Hans Brümmer: Ich begrüße es außerordentlich, daß die Fakultät I beschlossen hat, diesen Lehrstuhl einzurichten. Die Vorlesungen für alle werden wir eventuell als Ergänzung fortsetzen.



omnibus: Wird es dem AStA gleich sein, wie dieser Lehrstuhl besetzt wird?

Hans Brümmer: Nein, wir werden uns selbstverständlich darüber Gedanken machen und unsere Vorstellungen Sr. Magnifizenz vortragen. Direkten Einfluß haben wir natürlich nicht auf das Berufungsverfahren; aber ich hoffe, daß wir dazu Stellung nehmen können.

omnibus: Sie schneiden gerade eine sehr interessante Frage an. Halten Sie die jetzige Beteiligung der Studentenschaft an der Selbstverwaltung der Hochschule für ausreichend und befriedigend?

Hans Brümmer: Eine erweiterte Mitarbeit wäre schon zu begrüßen, vor allem auf Fakultäts- und Abteilungsebene.

omnibus: Herr Brümmer, meinen Sie, daß die Studentenschaft zum Beispiel bei Berufungsfragen Mitspracherecht erhalten sollte?

Hans Brümmer: Hier erhebt sich die Frage nach den »studentischen Angelegenheiten«. Ich persönlich sehe die Berufsfrage auch als studentische Angelegenheit an. Ich bin der Ansicht, daß man der Studentenschaft Gelegenheit geben sollte, zu den Berufungen Stellung zu nehmen.

omnibus: Herr Brümmer, nun würden Sie natürlich, wenn Sie zu den Berufungen Stellung nehmen wollen, in den Fakultäten vertreten sein müssen. Sind überhaupt bei den Fakultätssitzungen Studentenvertreter anwesend?

Hans Brümmer: Nach § 54 der Hochschulverfassung sind zu den Fakultätssitzungen Vertreter der Studentenschaft heranzuziehen, wenn Fragen, die die Studentenschaft unmittelbar berühren, behandelt werden. Diese können sich dann beratend äußern. Soweit mir bekannt ist, geschah das bisher aber erst einmal.

omnibus: Wer sollte nach Ihrer Ansicht an diesen Sitzungen teilnehmen, und sollten diese Vertreter Stimmrecht erhalten?

Hans Brümmer: Ich sehe dies als eine Angelegenheit der Fachschaften an und würde vorschlagen, daß - ähnlich wie bei den Senatssitzungen - ein ständiger Vertreter der Fachschaft und der jeweilige Fachschaftssprecher daran teilnehmen. Die Frage des Stimmrechtes sehe ich als relativ unwichtig an. Im entscheidenden Fall würden wir doch überstimmt werden. Wichtig ist, daß die Studentenschaft von den Problemen Kenntnis hat und dazu Stellung nehmen kann.



Seit Sommer 1957 erfreuen sich die Studenten wissenschaftlicher Hochschulen in der Bundesrepublik einer ausgedehnten Studienförderung, der nach dem »Honnefer Modell«. Vom 19. bis 22. Oktober 1955 fanden sich Vertreter von Bund und Ländern, die Westdeutsche Rektorenkonferenz, Förderergesellschaften und der Verband Deutscher Studentenschaften in Bad Honnef zusammen und verabschiedeten u. a. die Empfehlungen für eine hochschulgerechte Förderung. In der DDR bestand damals schon seit Jahren ein ausgeklügeltes System staatlicher Studienförderungsmaßnahmen, die sich bis heute im Prinzip nicht gewandelt haben. Anders als im Westen war die »Neuorganisation des Hochschulwesens<sup>1</sup>« (beschlossen am 22. Februar 1951) die notwendige Voraussetzung für die Heranbildung einer neuen Generation von Führungskräften für einen kommunistischen deutschen Staat. Dieses Ziel ließ sich nur erreichen mit Hilfe einer neuen Schicht Privilegierter, den sog. Arbeiter- und Bauernkindern. Diesen nicht vermögenden Volksteilen mußte man schon eine wirtschaftliche Sicherung bieten, wollte man nicht eine völlige Verwaisung von Wissenschaft und Forschung in den folgenden Jahren in Kauf nehmen.

Dort, wo das Honnefer Modell mit einem lakonischen Satz feststellt: Es können geeignete deutsche und ihnen rechtlich gleichgestellte Studenten gefördert werden, soweit sie einer wirtschaftlichen Hilfe bedürfen und das 40. Lebensjahr bei Förderungsbeginn noch nicht vollendet haben<sup>2</sup>, braucht die »Verordnung über die Regelung des Stipendienwesens, vom 6. Dezember 1962<sup>3</sup>« einen ganzen Katalog von Privilegierten, der angeführt wird von: § 1,1 Arbeiter und deren Kinder und Absatz 2 Mitglieder von landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften und deren Kindern.

Im einzelnen sind das: 1. Personen, die mindestens seit fünf Jahren als Arbeiter tätig sind, 2. Personen, die bis 1945 Arbeiter waren und seitdem in Partei oder Staat hauptamtlich tätig sind, 3. Studierende nach einem 2- bzw. 3jährigen Lehrgang an der Arbeiter- und Bauernfakultät, 4. Freiwillige, die in der nationalen Volksarmee zwei Jahre gedient haben, 5. Wehrpflichtige nach drei Jahren Dienstzeit, 6. Vollwaisen, 7. ehemalige selbständige Handwerker und Gärtner, soweit sie Mitglieder von Produktionsgenossenschaften geworden sind, und 8. anerkannte Verfolgte des

# Förderung in Ost und West

Naziregimes und deren Kinder sowie in staatlichen Heimen erzogene Kinder und Jugendliche. Von Interesse war und ist immer wieder die Höhe des monatlichen Stipendiums. Macht der Westen bei der Beschreibung des Personenkreises keine großen Umstände, so nimmt er es mit der Höhe der Beträge doch sehr genau: In der sog. Anfangsförderung soll der Student so gestellt sein, daß er monatlich 195 DM zur Verfügung hat, in der sog. Hauptförderung, meist nach dem 3. Semester, stehen ihm 245 DM zur Verfügung. Die Studenten an den Universitäten und Hochschulen der DDR erhalten, soweit sie dem Kreis der besonders Bevorrechtigten, s. o., angehören 190 DM, 140 DM erhalten die weniger Bevorrechtigten. Für deutsche Studenten in Ost und West besteht dabei, soweit sie Stipendien erhalten, in der Regel Gebührenreue.

Eine Besonderheit bildet die im westdeutschen Förderungswesen festgelegte Studiendauer. Die Zone kann es sich leisten, auf eine derartige Sicherung zu verzichten, da am Ende eines jeden Studienjahres ein Nachweis der Würdigkeit erbracht werden muß, und der Studienbetrieb mit akademischer Freiheit nichts mehr gemein hat. Der grundsätzliche Unterschied der Förderungssysteme zeigt sich am klarsten bei einer Betrachtung der bei uns möglichen Förderung durch Darlehen. Wo im Westen primär die Linderung von Notständen unter weitgehender Erhaltung der Eigenverantwortung im Vordergrund steht, wird in der DDR ein System von Entlohnung mit Leistungsprämien praktiziert. Manchem Studenten mag das Verfahren der Darlehensvergabe un bequem, ja vielleicht sogar unsozial erscheinen, er bewahrt sich aber gerade dadurch die nötige innere Unabhängigkeit, die er als Bürger in einem freien Rechtsstaat als sein höchstes Gut betrachten darf.

Die DDR dagegen scheut sich nicht, den Endbetrag des Stipendiums vom Nutzen des Studenten für Partei und Staat abhängig zu machen. So können Träger von Auszeichnungen aus der Produk-

tion, Parteifunktionäre und Reservisten ein Zusatzstipendium in Höhe von 80 DM monatlich erhalten.

Die Entscheidungen über die Stipendien werden im Rahmen der Hochschule gefällt. Dabei wirkt die Studentenschaft mit. Im Förderungsausschuß an einer Hochschule der DDR haben mindestens 4 seiner 6 Mitglieder eine politische Aufgabe, damit das gesellschaftliche Verhalten des Antragstellers ausreichend gewertet wird.

Neben dem Honnefer Modell stehen dem westdeutschen Studenten bekanntlich noch weitere Förderungsmöglichkeiten zur Verfügung, von denen nur einige genannt sein sollen, soweit sie vergleichbar sind mit Einrichtungen in der DDR. Hochbegabte bevorzugen die »Studienstiftung des Deutschen Volkes«, die mit immerhin 300 DM im Monat eine ausreichende Konzentration auf das Studium zuläßt. Weitere Förderungen vergeben Bundeswehr, Industrie, politische und konfessionelle Stiftungen.

Vergleichbar sind in der DDR das »Karl-Marx-Stipendium« mit 450 DM, das »J.-R.-Becher-Stipendium« mit 275 DM und das »Wilhelm-Pieck-Stipendium« mit 300 DM monatlich. Keinen Vergleich mit dem westdeutschen Förderungswesen hält die Stipendienvergabe an den Industrieinstituten der Universitäten und Hochschulen aus. Das Stipendium richtet sich nach den Einkünften in der Industrie und beträgt etwa 500 bis 1200 DM monatlich. Es wird gezahlt an »Aktivisten und Neuerer«, die »unbedingte Treue zur Arbeiterklasse« bewiesen haben.

Hier konnten natürlich nicht alle Förderungseinrichtungen durchleuchtet werden, doch ist der Versuch der vergleichenden Betrachtung von jeder Seite aus lohnend. Wir in der Bundesrepublik haben nur Einfluß auf die westdeutsche Spielart der Studentenbetreuung, wir sollten ihn maßvoll ausüben und ihn dort zum Wirken bringen, wo Verbesserungen wirklich dringend notwendig erscheinen.

Gerhard Simon

<sup>1</sup> Universitäten und Hochschulen in der Sowjetzone, Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen, Februar 1962

<sup>2</sup> Richtlinien zur Förderung von Studenten SS 1962 und WS 1962/63, herausgegeben vom Bundesminister des Innern

<sup>3</sup> Gesetzblatt der DDR, Teil II, Berlin, 22. 12. 1962



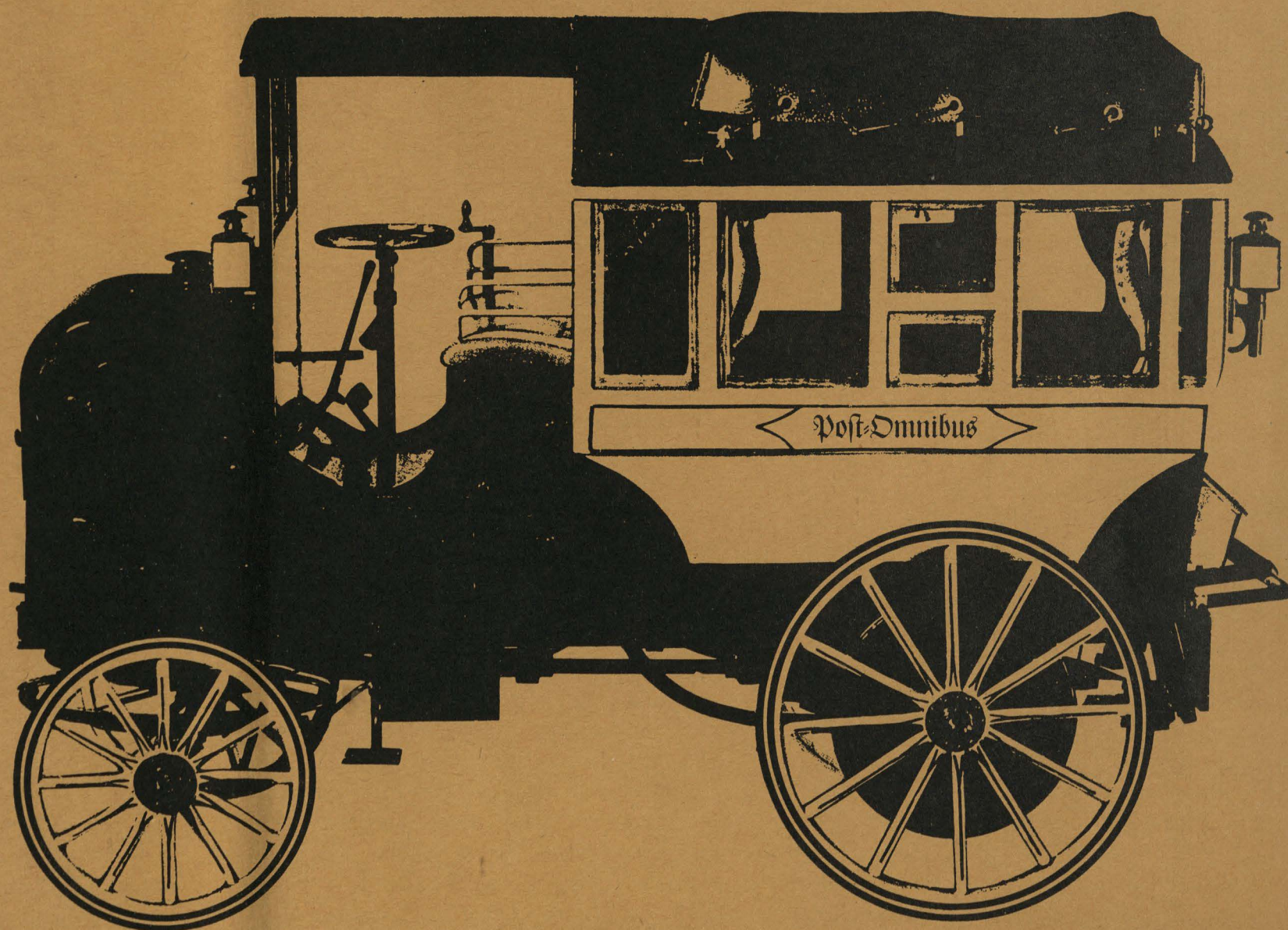


**Vor 60 Jahren  
konstruierten führende  
Ingenieure  
diesen Post-Omnibus.**

**Heute braucht die  
Deutsche Bundespost  
ebenso zur Erfüllung  
ihrer Aufgaben  
Diplomingenieure.**

Diplomingenieuren des **Maschinenbaues** und der **Fernmeldetechnik** bietet die Bundespost eine interessante und verantwortungsvolle Beschäftigung. Als Führungskräfte einer der größten Verkehrs- und Nachrichtenverwaltung der Welt mit mehr als 400 000 Beschäftigten haben Sie günstige Aufstiegsmöglichkeiten. Während der zweijährigen Ausbildung als Postreferendar erhält ein verheirateter Diplomingenieur einen monatlichen Unterhaltszuschuß von etwa 640 DM bis 860 DM. Nach Bestehen der Großen Staatsprüfung beträgt das Anfangsgehalt etwa **1050 DM** bis **1200 DM**. Beförderungsmöglichkeiten vom Postrat in höhere Dienststellungen stehen offen. Die Deutsche Bundespost bietet neben einer gesicherten Lebensstellung umfangreiche soziale Leistungen. Auch Hilfe zur Wohnraumbeschaffung wird gewährt.

**Anfragen und Bewerbungen richten Sie bitte an die Oberpostdirektion Braunschweig.**





Im vergangenen Wintersemester wurde von den Kulturreferaten der drei Hochschulen eine Reihe von Veranstaltungen unter dem Zeichen AM (gleich Auditorium maximum) durchgeführt. Einigen von ihnen soll nachfolgend eine kurze Betrachtung gewidmet sein. Vorab sei noch gesagt, daß das Unternehmen als Ganzes ehrliches Lob verdient, und es bleibt zu hoffen, daß die Reihe in diesem Semester ähnlich gut fortgesetzt und besucht wird.

Am 15. Januar sprach M. Pierre Savi, Kulturreferent der französischen Botschaft in Bonn, in einem Lichtbildvortrag über Picasso. M. Savi zeichnete in knappen Strichen ein Bild des Malers und Grafikers, die Entwicklung des sich ständig wandelnden, so schwer greifbaren Phänomens Picasso von der Jahrhundertwende bis ins Jetzt. Der Vortrag bestach durch klare Diktion und eine Serie ganz hervorragender Dias. Anhand der Bilder wurden chronologisch die verschiedenen Schaffensperioden Picassos aufgezeigt: Sein Weg vom Kubismus über den Realismus, den Neoklassizismus des Grafikers, Subjektivismus und den sog. »Expressionismus« des Malers. Mit den Dias von »Guernica« und »Weinende Frau« (beide 1937) gelang es dem Vortragenden sogar, trotz der Kürze der Zeit einen Hauch von Erschütterung in den Saal zu tragen, zumindest spürbar für den, der dafür empfänglich ist. »Gäbe es nur dieses eine Gemälde von Picasso«, sagte M. Savi über Weinende Frau, »sein Talent wäre damit bekundet.« - Der lang anhaltende Beifall am Schluß zeugte vom Gelingen der Absicht, einen Einblick und eine Übersicht zu geben vom Schaffen und Schöpfen des Giganten Picasso.

Den im Programm nachgedruckten Pressestimmen zufolge ist das Heidelberger Studentenkabarett »bügelbrett«, das am 21. Januar im Audimax gastierte, »Deutschlands bestes Studentenkabarett«, seine Mitglieder »gehören zu den besten Kabarettisten Deutschlands«. Da legt »ein talentierter Mitstreiter« mehrfach »echte Komikerbegabung« frei, es wird von einer »kulturellen Sensation« gesprochen etc. etc.

Wir wollen doch im Gehäuse bleiben. Es stimmt zwar, daß das »bügelbrett« formal ausgezeichnet ist, dennoch wollen wir es uns hier ersparen, diese geistlosen Bühnenslogans wiederzukäuen. Wo

# Kultur im Auditorium maximum

also liegt der wesentliche Unterschied zur kommerziellen Konkurrenz? Nun - die Leute vom »bügelbrett« besitzen noch die Fähigkeit, das Maul aufzureißen, wenn's nötig ist - sehr im Gegensatz zu den »Insulanern«, den »Stachelschweinen«, der »Lach- und Schießgesellschaft«, um nur die bekanntesten aus einer Reihe trauriger Beispiele zu nennen. Diese Eigenschaft der Heidelberger beruht zu einem sehr großen Teil auf den wirklich noch aggressiven Texten von Werner Franke. Allerdings - auch beim »bügelbrett« ist die Gefahr, in die ausgefahrenen Routinegeleise professioneller Kleinkunst zu rutschen, latent vorhanden - vielleicht gerade infolge der technischen Perfektion. Sicher - Klappern gehört zum Handwerk, doch ein Kabarett, das im »l'art pour l'art« (oder schlimmer noch: im Geldverdienen) befangen ist, hat keine Existenzberechtigung und führt sich notwendig selbst ad absurdum. Das »bügelbrett« ist erfreulicherweise eines der wenigen Ensembles, für die das Gesagte noch nicht zutrifft.

Auf dem Podium steht ein schräggestellter Flügel und darauf eine Art Nachttischlampe. Das Audimax ist heute, den 8. Februar, gerammelt voll von erwartungsfroh schwatzendem Publikum, das der Dinge harret, die da kommen sollen. Sie kommen mit federnd-sportlichem Schritt in Gestalt eines gutaussehenden Mannes in den besten Jahren, der - o Gag laß nach! - den Ring am kleinen Finger trägt: Gerhard Lenssen, Einmanntheater. Und sonst: Smoking, Fliege, gepflegter mallorca-brauner Teint - ein rechter Anti-Kinsky. Knappe Verbeugung, er beginnt sofort zu sprechen; und wenn man sich über den kleinen Finger mit dem Ring beruhigt hat, hört man sogar zu. Denn er spricht über Bert Brecht, Kurt Weill, über das Manuskript zu »Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonni«, über einige theatergeschichtliche Fakten, die mit dem Stück zusammenhängen -

und er spricht gut: Akzentuiert, lebendig - ohne Aufdringlichkeit.

Dann wird die »Nachttischlampe«, ein kleiner Scheinwerfer, angemacht und die Saalbeleuchtung ausgemacht, Gerhard Lenssen setzt sich an den Flügel, der imaginäre Vorhang öffnet sich, das Stück beginnt.

Und wirklich - die barocken Gestalten Brechts - Drei-Einigkeits-Moses, Alaska-Wolf-Joe und wie sie alle heißen - beginnen, auf eigentümliche Weise zu leben. Man muß sich allerdings bemühen, denn die Rezitationen sind lang, die Songs kurz und natürlich nur angedeutet. Doch Lenssens Gestik und Mimik helfen und füllen unsere Phantasielücken aus.

In der Pause hört man allgemein, sein Vortrag der Drei-Groschen-Oper sei besser gewesen. Leider fehlt dem Rezensenten die Vergleichsmöglichkeit. Aber es stimmt, daß Lenssen nicht so recht Kontakt zum Publikum finden kann. Woran das liegt? - Schwer zu sagen. Immerhin ist ja der Anspruch, mit einem Mann als Theater zu gelten, nicht ganz alltäglich. Vielleicht hat Lenssen sich mit dem Mahagonnitext übernommen. Vielleicht gibt das Stück, auf diese Art vorgetragen, nicht mehr her. Vielleicht aber auch ist das bundesdeutsche Publikum schon viel zu satt und träge, um noch die Aktualität des Stückes herauszuhören, um darauf zu reagieren und die grimmigen Passagen wider die Unmoral des Kapitals ernst zu nehmen. Lenssen beklagte sich jedenfalls in der nachfolgenden Diskussion im kleinen Kreis über mangelnde Anteilnahme an Brecht, das sei »drüben« anders gewesen. Nun ja - das spricht zwar für Lenssen, erscheint uns jedoch unrealistisch. Hier hat doch jeder sein Geld, hier hat doch jeder seine Freiheit - und vielen erscheint Brecht nur noch als niedlicher Anachronismus.

Last and least sprach am 15. Februar Professor Kurt Kranz von der HfBK Hamburg über die Beziehung von Publikum und Kunst. Er versuchte in einem reinen Fachvortrag mit etwas Psychologie, Soziologie und eigenen Erfahrungen die Gründe und Untergründe des heutigen Kunstkonsums zu klären.

Es fielen etliche kaum bekannte Namen und Daten, vielfach gewürzt mit dem so anspruchsvollen »wie Sie ja alle wissen«, die dem Chronisten als Laien nichts sagten.

Volker Petschick



# Polnisches Theater in Braunschweig

Wer heute vom zeitgenössischen europäischen Drama spricht, pflegt nur bis zu jener Grenze zu denken, die Deutschland in zwei ungleiche Hälften zerteilt. In Braunschweig konnte man sich jedoch jüngst dank einer glücklichen organisatorischen Konstellation davon überzeugen, daß auch jenseits jener Grenze wache künstlerische Kräfte erfolgreich bemüht sind, dem europäischen Theater wesentliche Impulse zu liefern. In Polen, von dessen literarischem Leben der jüngst im Carl Hanser Verlag erschienene Satirenband »Polnische Pointen« ein beglückendes Zeugnis ablegt, hat sich in den letzten Jahren der junge Dramatiker Slawomir Mrozek, 32, einen Namen gemacht, der allmählich auch in Deutschland bekannt zu werden beginnt und der nun in Braunschweig mit drei Werken zugleich vorgestellt werden konnte. Damit war erstmalig in Deutschland Gelegenheit geboten, diesen aufsehenerregenden Dramatiker ausführlich kennenzulernen.

Das Staatstheater Braunschweig offerierte in seinem Studioprogramm einen Doppelabend mit Mrozek's dramatischer Satire »Die Polizei« und dem Einakter »Karl« (in westdeutscher Erstaufführung). Wenig später war im Rahmen der hiesigen 3. Woche Internationalen Puppenspiels das Teatr Groteska aus Krakau zu Gast und spielte im Lessing-Theater Wolfenbüttel Mrozek's Posse »Das Martyrium des Piotr O'Hey« in einer sehenswerten Masken-Inszenierung.

Alle drei Werke vermittelten einen verblüffenden Eindruck. In jedem geht es um einen harm- und arglosen Durchschnittsbürger, der schuldlos in die Maschinerie anonymer Gewalten gerät, die ihn vergewaltigen und mit teuflischer Dialektik seine Individualität zum Opfer zu bringen zwingen. Das Individuum hat nur noch die Wahl zwischen bedenkenlosem Konformismus in einem gespenstisch wuchernden gesellschaftlichen System und einem individuellen Opfertod. Entweder

es schließt sich dem satanisch organisierten Kollektiv von Polizeistaat, Menschenjägern und öffentlicher Meinung vorbehaltlos an oder es bewahrt seine menschliche Würde und bezahlt dafür mit dem Leben.

Mrozek beschwört also das Ende des neuzeitlichen Individualismus, wie er seit der Renaissance das europäische Denken und Leben bestimmt hat und heute dem systematisierten Massenkollektivismus zum Opfer zu fallen im Begriff ist. Ausgehend von den politischen und gesellschaftlichen Bedingungen östlicher Prägung wachsen Mrozek's Satiren bald über diese Relationen hinaus und werden zu makabren Tableaus von der modernen Situation des abendländischen Menschen. Dabei bedient sich Mrozek buffonesker Mittel. Er gestaltet seine Thematik mit den Formen abstrusen Humors im Gefolge Kafkas und Ionescos ebenso sehr wie mit überlieferten Possenelementen. Damit schafft er in stilistischer Hinsicht eine bemerkenswerte Synthese zwischen den Extremen moderner Dramatik. Er verbindet die Mittel der Absurden mit konkreter gesellschaftskritischer Thematik und steht damit in der unversöhnlich geglaubten Spannung zwischen Brecht und Ionesco als eine beglückende dramatische Potenz von legitimer Originalität und außerordentlichem szenisch-theatralischem Talent.

Die Braunschweiger Begegnungen mit Slawomir Mrozek waren ein dankenswerter Glücksfall.

## International an Fäden

Natürlich ist die Überschrift nur teilweise richtig. Man sah nicht nur Marionetten; wie schon die beiden vorausgegangenen, so zeigte auch die »3. Woche Internationalen Puppenspiels Braunschweig« Puppen jeder Art vom vertrauten Handpuppenkasper bis zu Glasstäben und Schirmen. »Das kann ich auch«, meinte ein Student, »einfach in einen Laden gehen und Schirme kaufen.« Kaufen schon...

Wer es nicht gesehen hat, hält es nicht für mög-

lich, daß der Franzose Ives Joly ein Spiel vorzuführen imstande ist, einzig mit bewegten Schirmen, ohne Dialog, Kulissen oder Requisiten, außer einem »Kopftuch«, das einen Schirm zum jungen Mädchen machte. Ein Spiel, weit praller von Handlung und Spannung angefüllt als die konventionellen Handpuppenstücke, die es auch zu sehen gab.

Therese Kellers Fritzli war einfach süß, aber es triefte von entsetzlich gut gemeinter Niedlichkeit. Alle derartigen Theater - es waren ziemlich viele - geben sich durchaus anerkennenswerte Mühe und erreichen in ihrem Genre vollendete Perfektion. Aber ihr Genre ist Arbeit mit vorgefundener, längst gesichertem Material, mit zwar souverän beherrschten, aber uralten Puppenspielertricks, die schon »Pole Poppenspüler« kannte. Sie zeigen durchaus perfektes Handwerk, aber sie liefern keine neuen Impulse, wagen keine Experimente.

Die Experimente Gottlieb Mordmüllers - kein Dialog, modern Jazz, Marionetten aus Blechabfällen und Glas, Licht-Schatten-Effekte - sind schon etwas abgestanden. Vorwiegend grafische Tändeleien, wie sie die Bulgaren in die Handlung ihrer musikalischen Stockpuppenspiele einflochten, werden bei Mordmüllers »Studio G 12« mitunter zum Selbstzweck. Dennoch ist ein eigener Stil vorhanden, ebenso wie bei Daniel Llords. Llords' Marionetten sind durchaus naturalistisch, aber stets als Puppen zu erkennen, weil ihr Meister die Fäden für jeden sichtbar handhabt und damit eine gewisse Verfremdung erzielt.

Aus dem Verfremdungseffekt, der der Doppelnatur Mensch-Puppe des maskierten Schauspielers entspringt, beziehen die Maskenspiele ihre ganz unerhörte Wirkung. Die Maskenspiele der Puppenspielklasse Harro Siegels an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig und des polnischen Puppentheaters »Groteska« waren unzweifelhaft die Gipfelpunkte der Festwoche, zumal die Polen ein Stück von Slawomir Mrozek aufführten.

Die Puppenspielwoche, einer der nicht sehr zahlreichen kulturellen Höhepunkte in Braunschweig, wurde ergänzt durch Ausstellungen im Städtischen Museum (Marionetten Harro Siegels) und im Stadtarchiv (Zur Geschichte des Puppenspiels), sowie durch stark besuchte Puppenfilm-Matineen.

Carl-Peter Greis









Der hier abgebildete Holzschnitt »Begegnung« des Hamburger Malers Wilhelm Grimm ist in der Gemälde- und Grafiksammlung der Pädagogischen Hochschule zu finden.

1949 wurde mit dem Aufbau dieser Sammlung begonnen. Es ist vor allem dem Einsatz der beiden Professoren Heinrich Rodenstein und Ernst Straßner zu verdanken, daß sie zustande kam. Sie wird seitdem von Prof. Straßner betreut. Ausgehend von Bildern des Malers Hans Purrmann stellte er eine Kollektion zusammen, in der koloristische Elemente vorherrschen.

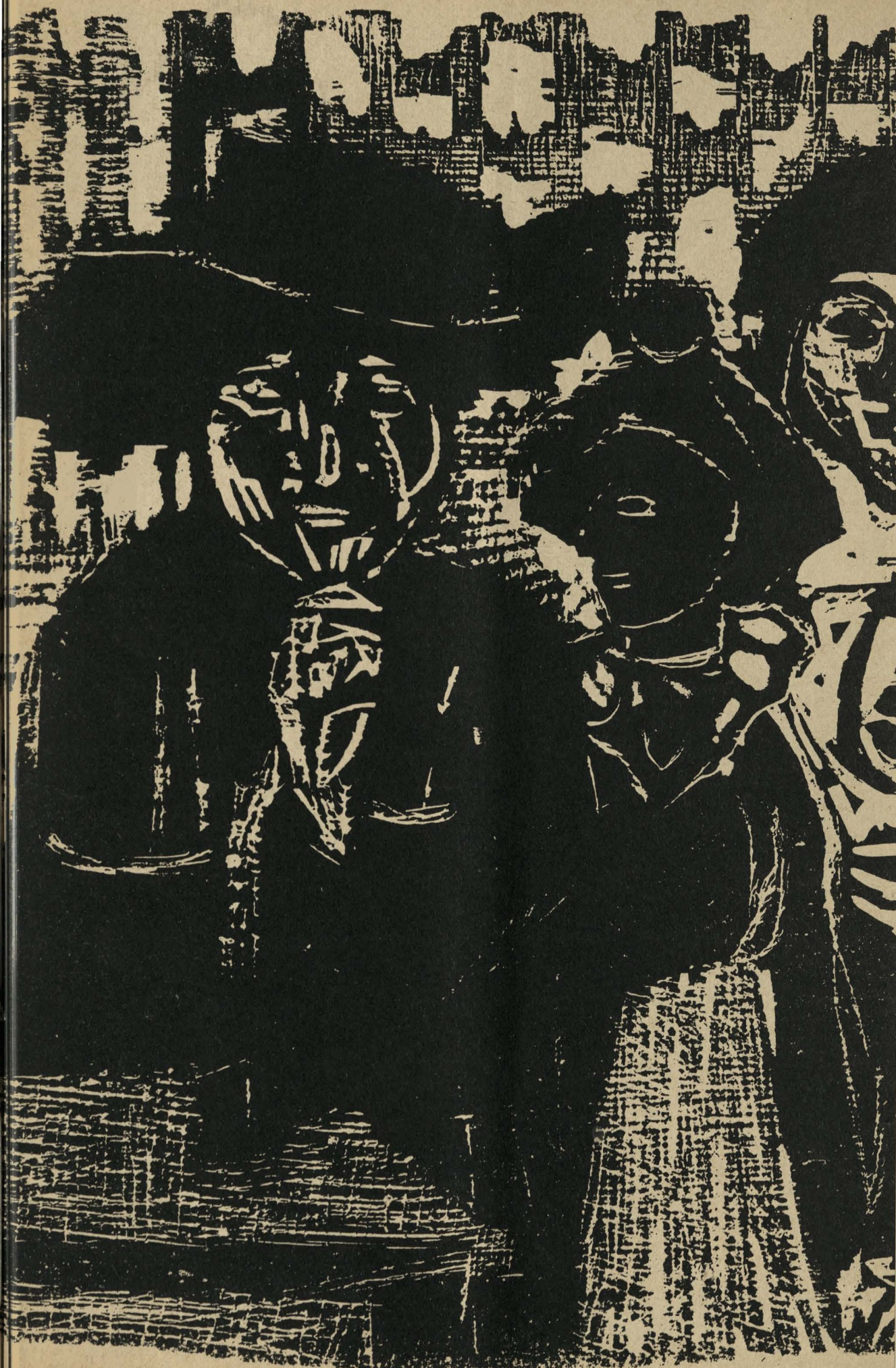
Ein Mädchenporträt von Rudolf Levy, eine Parklandschaft inmitten von Mietskasernen von Hans Meyboden, Wilhelm Grimms »Kinderfastnacht« und Hap Grieshabers großer Holzschnitt »Frau Welt« treten, um nur einige zu nennen, hinzu. Sie alle bilden eine Einheit, sie klingen zusammen, obwohl sie gar nicht beieinander, sondern in kleinen Gruppen vor den Hörsälen hängen. Hap Grieshaber hatte wohl diesen Eindruck, als er die Bilder im Sommer 1961 sah. Er sagte damals: »Man sieht, daß hier ein Maler sammelt.« Zu den Bildern kommt eine Reihe von Grafik hinzu: Holzschnitte, Radierungen und Aquarelle. Sie sind nun seit einiger Zeit auch wieder der Öffentlichkeit zugänglich.

Aber es ist da noch etwas andres, was diese Sammlung auszeichnet: Sie gehört einer Hochschule und hängt nicht etwa in repräsentativen, nur einem kleinen Teil zugänglichen Räumen, sondern dort, wo sich die Studenten und Professoren täglich aufhalten. Diese überraschende Tatsache steigert den Wert der Sammlung erheblich. Hier sind Konsequenzen politischer Art gezogen, denn neben der schmückenden, der Hochschule eine besondere Note verleihenden Funktion hat sie eine gemeinschaftsbildende. Sie schafft lebendiges, menschliches Klima und fordert zum Gespräch, zur Auseinandersetzung auf. Und sie ist ein Teil der politischen Bildung, denn zum Verständnis der Zeit, in der wir leben, gehört auch die Beschäftigung mit der bildenden Kunst. Leider vermißt man ein wenig die junge, gerade im Fluß befindliche Kunst. Um die zuletzt genannte Aufgabe erfüllen zu können, meine ich, sollte man jedoch nicht darauf verzichten.

Aber es wird ja bald wieder gekauft, und ich glaube, wir dürfen auf das Ergebnis schon jetzt gespannt sein.

Werner Steffens





## Ausstellungen

### Kunstverein Braunschweig, Salve Hospes

19. Mai bis 23. Juni 1963

La jeune gravure contemporaine

1. September bis 6. Oktober 1963

Ottokar Koeppen und Peter Thuma

Bilder, Grafik

20. Oktober bis 17. November 1963

im Städtischen Museum und Salve Hospes

Adolf Hölzel, Bilder, Pastelle, Zeichnungen

27. November 1963 bis Januar 1964

Gouachen englischer Maler der Gegenwart

### Galerie Schmücking Braunschweig, Salve Hospes

Mai bis Juni 1963

Arturo Piza, Paris

### Städtisches Museum Braunschweig

21. Mai bis 28. Mai 1963

125 Jahre Georg Westermann Verlag

23. Mai bis 23. Juni 1963

Künstler aus Nimes

Plastik, Malerei, Grafik

Juni bis September 1963

2000 Jahre Glas aus Persien

### Herzog-Anton-Ulrich-Museum Braunschweig

Mai bis September 1963

Französische Grafik des 18. Jahrhunderts

Französische Grafik von 1850 bis zur Gegenwart

Neuerwerbungen

### Kestner Gesellschaft Hannover, Warmbüchenstr.

19. April bis 26. Mai 1963

Sam Francis

12. Juni bis 21. Juli 1963

Serge Poliakoff

13. September bis 20. Oktober 1963

Kumi Sugai

### Kunstverein Hamburg, Glockengießerwall

4. Mai bis 14. Juli 1963

Seurat, Cézanne, van Gogh, Gauguin

20. Juli bis 1. September 1963

Meister des Aquarells

Corinth, Klee, Macke, Feininger, Nolde

6. September bis 20. Oktober 1963

Wege des Kubismus

Picasso, Braque, Gries, Leger



## Kunstdokumente

### Herbert Read, Bild und Idee

Verlag M. DuMont Schauberg, Köln, Paperback. 9,80 DM

Die DuMont-Dokumente, eine mittlerweile guteingeführte Paperback-Reihe des Verlages M. DuMont Schauberg in Köln, tragen einen für Qualität bürgenden Namen. Die Ausstattung ist entsprechend vorbildlich und gediegen, soweit das bei einem Paperback möglich ist; schließlich ist der Paperback ein nicht ganz legitimer Nachkomme des Taschenbuchs; ihm wird immer der unversöhnliche Gegensatz zwischen labberiger Umschlagpappe und schwerem Buchdruckpapier anhaften. Doch bleibt dieses Manko immerhin nur äußerlich, zumindest, was die DuMont-Dokumente anbetrifft. In dieser Reihe erschien bereits früher eine von Professor Lankheit zusammengestellte Sammlung »Franz Marc im Urteil seiner Zeit«, die mit Zeugnissen prominenter Zeitgenossen Marcs, wie des Verlegers Reinhard Piper, des Malers Paul Klee und der Dichterin Else Lasker-Schüler, ebenso deren Persönlichkeit beleuchtet, wie sie ein vielseitiges Porträt Franz Marcs zeichnet (8,80 DM). Durch die sehr zahlreichen hervorragenden Reproduktionen naiver Kunstwerke gefällt der Band »Die naive Malerei« von Oto Bihalji-Merin, der ebenfalls schon vor einiger Zeit erschien (11,80 DM). Jüngst jedoch erschien ein Band, der unseren Beifall weniger verdient: »Bild und Idee« von Sir Herbert Read.

»Eigenwillig«, so nannte die in München erscheinende Zeitschrift »Die Kultur« Reads »Bild und Idee«. Eigenwilliges reizt zum Widerspruch, »Bild und Idee« reizt ganz besonders. Herbert Read versucht hier nachzuweisen, daß das Bild vor der Idee vorhanden war: »Im Anfang war das Bild«, auf diesen Nenner bringt der Verlag den Inhalt des Buches. Read gibt sich große Mühe, seine Theorie zu untermauern. Er tut das mit einer derart eiskalten Intellektualität, daß man ihm seine Theorie, alle Ideen rührten von Bildern, also von etwas Sinnlichem her, notgedrungen gar nicht abnehmen kann.

Bisweilen verstrickt sich Read im Dschungel durcheinanderwuchernder Gedanken, die seine Theorie glatt widerlegen. Eklatantes Beispiel gleich auf den ersten Seiten: Pygmäen wollen auf Antilopenjagd gehen; in einer ritualen Handlung zeichnen sie zuvor eine Antilope in den Sand und »erlegen« die Zeichnung mit einem Pfeil. Die Entstehung dieses Kunstwerkes (ob es ein solches ist, sei dahingestellt) läßt klar erkennen, daß eine Idee zu seiner Verfertigung geführt hat, daß also vor dem Bild ein geistiger Prozeß vorhanden war, nicht aber, daß das Bild einen solchen ausgelöst hat.

Ebenfalls bereits im ersten Kapitel wendet sich Read gegen die »allzu einfache Ansicht«, daß Kunst als Nebenprodukt des Rituals entstanden sei; mit derselben Logik könne man den Satz umkehren, meint Read. Sechs Zeilen weiter heißt es dann: »Aber sie (die Kunst) würde sich nicht entwickeln, läge nicht in ihrer Entwicklung irgendein Zweck.« Wie kann eine Kunst einen Zweck haben, wenn sie selbst diesen Zweck erst als Nebenprodukt hervorbringt? Freilich hätte sich das Ritual nicht ohne ein System von Zeichen - die nicht unbedingt Kunst sein müssen - entwickeln können. Das Ritual hat sich aber nicht aus diesen Zeichen entwickelt, sondern aus den Bedürfnissen der Lebenserhaltung.



## Bücher für Studenten

Reads Beweisführung - weniger allerdings sein Stil - ist mitunter durchaus bestechend, und in der Interpretation mancher Teilerscheinung hat er gewiß recht. Indessen spürt man immer wieder, daß er sich im Besitz der allein seligmachenden Weisheit glaubt. Das tritt besonders deutlich zutage, wenn er Platons »Phaidros« ziemlich eigenwillig als Kunsttheorie interpretiert und die gesamte griechische Philosophie als »ein Meditieren über die Prinzipien der Symmetrie, Proportion und Harmonie« auffaßt. Hier betrachtet Read Teilerscheinungen zu sehr ohne Rücksicht auf ihre wechselseitigen Beziehungen. Damit aber gerät er in den Verdacht, entscheiden zu wollen, was zuerst existent war, das Ei oder das Huhn.

Apropos existent, etwas mehr Beschränkung im Gebrauch von Fremdwörtern (eidetisch, vitalistisch, haptisch, somatisch, ideoplastisch, mechanisch standardisiert) hätte das Buch einigermaßen lesbarer und darüber hinaus verständlicher gemacht.

Carl-Peter Greis

## Praktische Physik

Kohlrausch, II. Band, Neuauflage 1962

B. G. Teubner Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 816 Seiten,  
133 Tabellen, Leinen 62,00 DM

Nach Erscheinen des I. Bandes 1960 ist nun auch - noch umfangreicher, noch gewichtiger - im Herbst vorigen Jahres der II. Band der 21. Auflage erschienen. Er umfaßt die Gebiete Elektrizität und Magnetismus, Korpuskeln und Quanten sowie eine Zusammenstellung der Tabellen zu Band I und II. Dabei wurden die Kapitel über Elektronenröhren, Transistoren, Elektronenoptik und Strahlung der Atomkerne überarbeitet und ergänzt, wobei natürlich auch die Tabellen auf den neuesten Stand gebracht wurden. (So findet man z. B. die neue Skala der relativen Nuklidmassen mit  $^{12}\text{C}$  als Standardnuklide neben der bisherigen Skala mit  $^{16}\text{O}$ .) Es ist bekannt, daß sich der »Kohlrausch« die Aufgabe stellt, die wichtigen physikalischen Meßverfahren auf allen Gebieten der Physik zu behandeln. In der vorliegenden Ausgabe wurden die früheren Verfahren überprüft und gegebenenfalls durch in den letzten Jahren neuentwickelte Verfahren ersetzt. Bei der Neuauflage eines Werkes mit diesem Anspruch (und bei diesem Preis!) muß man besonders kritisch urteilen und auch solche Fragen miteinbeziehen, die über das rein Fachliche hinausgehen. Es erhebt sich angesichts des Volumens dieses unhandlichen Wälzers die Frage, warum die Fülle des Stoffes in einem einzigen Band zusammengedrängt werden mußte. So bietet sich doch innerhalb dieses II. Bandes eine Teilung in Elektrizität und Magnetismus einerseits und in Atomphysik andererseits geradezu an. Dem Nachteil eines vielleicht noch höheren Preises für alle Bände zusammen ständen dann immerhin die beachtlichen Vorteile des erschwinglicheren Preises für den Einzelband und der möglichen Auswahl des Stoffgebietes gegenüber. Aber Kohlrauschs »Praktische Physik« wird ja noch weitere Auflagen erleben und weiterhin ein Standardwerk für den Physiker bleiben.

Heinz Herzig



## Villa Milo

### Oder das Haus der frommen Freuden

**Roman von Xavier Domingo, aus dem Spanischen von E. Aron Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin, Leinen 14,80 DM**

Dieser Roman des unglücklichen Paco in der Villa Milo ist Xavier Domingos erstes Buch. Es erschien in Frankreich, denn hier lebt der Autor, seitdem er 1956 seinem Geburtsland Spanien den Rücken gekehrt hat.

Die Glut der Sonne Katalaniens ist allgegenwärtig, sie durchtränkt dieses bombastische Freudenhaus und den Garten mit der Gipsstatue der Venus, in denen der Kitsch und die Honoratioren des Hafenstädtchens ihre Orgien feiern. Die hierarchische Ordnung ist so unumstößlich, wie sie es nur in einem erkatholischen Lande sein kann. Hier gibt Don Vena, der Pfarrer oder besser gesagt das dionysische Ungeheuer, den Ton an. Seiner Rede wird geglaubt, auch wenn sie Gotteslästerungen verkündet, sein Tun wird gebilligt, auch wenn es die Sünde ist.

Domingo flüchtet sich in die Anarchie, wenn er die Villa und ihre Bewohner schildert, die fette und fromme Bordellmutter Doña Fili, die lüsternen und nicht weniger frommen Mädchen und ihre Kunden. Sein Roman ist Protest und Provokation, aber nicht minder die Liebeserklärung an das urwüchsige Spanien. Es sind Passagen in diesem Buch, die aus barocken Anekdoten stammen könnten, drall und voller Saft, mit fast einfältigen Dialogen, bis plötzlich ein kühner Schnitt Zeit, Ort und Handlung zerstört und sie auf einer anderen Ebene völlig neu zusammenfügt.

Der eigentliche Held und Erzähler des Romans ist Paco. Er verkörpert die uralte tragikomische Figur des Harlekin, den ewig unglücklich Liebenden, eine arme Marionette, von allen getreten und allen dienend.

Auf dem Höhepunkt der Geschichte, einem wahren Furioso, zerfällt Pacos Welt in Scherben. Er erhält zwar seinen letzten Fußtritt in der Villa Milo, doch daß es auch der letzte in seinem Leben sein soll, daran kann er nicht glauben. Und als er schließlich in Frankreich gelandet ist, sieht er nur wieder sein altes Los vor sich, Spielball der anderen zu sein.

Das Buch spiegelt weitgehend das Schicksal Xavier Domingos wider. Seine Sprache klingt uns vertraut und unwirklich zugleich. Sein Thema soll schockieren, aber tut es das tatsächlich noch?

Walter Jacobs

## Beat, eine Anthologie

**Herausgegeben von Karl O. Paetel**

**Verlag Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, Paperback, 10,80 DM**

**Jack Kerouac - Gamlar, Zen und hohe Berge**

**Roman, aus dem Amerikanischen von Werner Burkhardt**

**Rowohlt Paperback Band I, 180 Seiten, 6,80 DM**

Beat-Generation? Das Erscheinen einer Anthologie allein müßte es auch in der deutschen Kulturprovinz deutlich machen, daß hier kein progressiver Jazz der Literatur, sondern bereits Old-Timer angeboten werden. Die Frage lautet doch, ob ihre Ausgangslage, nämlich die Bewältigung all dessen, was der menschliche Bankrott, bei Siegern und Besiegten

der Nachkriegsgeneration auftrag, heute noch verbindlich ist. Neue aufdämmernde Erkenntnisse und die Ahnung von bevorstehenden Revolutionen in der Naturwissenschaft müßten doch eine aktuellere Thematik bieten! So sind sie schon Exportartikel geworden, die Angry Young Men aus England, Frankreichs Existenzialisten, die japanischen Sun Trippers und Jewtuschenko gab uns kürzlich eine Ahnung davon, daß es selbst in Rußland die Nibonitscho (ni boga, ni tschorta - weder Gott noch Teufel schert sie) gibt. Wir müssen uns in unserem Lande Nachahmung nachsagen lassen, nur weil man uns zwei Jahrzehnte von der fruchtbaren Kommunikation mit der übrigen Kultur abgeschlossen hatte. Ist es darum ein Wunder, daß in der Ablösung einer Periode von Schulungsbriefen und aufgepfropfter Ideologie, nun die Rückbesinnung auf die innere Stimme - das Ich - erfolgt? Ewiger Pendelschlag zwischen den Extremen von Kollektiv und Individuum. »Gib dich jedem Ausdruck hin! Öffne dich! Lausche! Schreibe, was aus den Tiefen deines Innern aufsteigt!« Versteht man jetzt die Macht dieser einfachen Worte, von Kerouac, dem Hohepriester der amerikanischen Beat-Generation? Mag man sich nun zu den Beats negativ oder positiv stellen, sicher ist, daß sie sich aus ernsthaften intellektuellen zusammensetzen, die danach streben, ihre Vorstellung einer wirklichen inneren Freiheit, selbst unter zeitweiliger Aufgabe moralischer Grundsätze zu verwirklichen. Dabei degradieren sie rücksichtslos die menschlichen Gesellschaftsformen, gehen bewußt in eine für sie zwangsläufige »Outsider-Position«, indem sie sich in ekstatisches Erleben von ästhetischer oder musikalischer Entzückung, Sex und Rauschgift stürzen. Konventionelle Sprachbegriffe verachten sie, da ihnen diese, durch die Abnutzung in einer für sie suspekt gewordenen Zeit, abgewertet erscheinen. Ebenso wird Sprache als logisches Gebilde für ungeeignet befunden, persönliche, durch Logik nicht mehr faßbare Gefühle auszudrücken. Man erhält den Eindruck, als hätten sie sich weder vorher überlegt, was sie von sich geben wollen, noch wäre ihnen als Arbeitsmethodik Korrektur und Stilverbesserung bekannt. Ein Vergleich mit der tachistischen Malerei dürfte an dieser Stelle nicht unangebracht sein.

Gelegentlich spielt sich ein Kommers bei ihnen auf dem Boden strampelnd und zuweilen etwas orgiastisch ab. Neugier auf höchste Erkenntnis verführt sie zu Rauschgiftexperimenten und Alkoholexzessen. Die öffentliche Flucht in die Primitivität ist schließlich nichts anderes, als Protest gegen die um sie herum herrschende Chromkultur. Der provozierende Aufschrei der Beats verbindet sich oftmals mit einer tiefen Religiosität (Zen-Buddhismus), allerdings ohne Sonntagsmoral.

Ob die Beat-Generation nur einen erkenntnistheoretischen Beitrag zur Literatur unserer Zeit geleistet hat, oder darüber hinaus, wie jede künstlerische Äußerung mitgeholfen hat, die Pforte eines humanistischen Bewußtseins aufzustoßen, steht noch in Frage.

Friedesine Hansen

**Preisberichtigung**

Wir besprachen in unserem letzten Heft das Fachbuch »Haustechnik« von K. Volger. Es kostet kartoniert 24,40 DM und in Ganzleinen 26,80 DM.

## Wichtige Taschenbücher

### Deutscher Taschenbuch Verlag

Tillich, Die neue Wirklichkeit, 70

Korn, Sprache in der verwalteten Welt, 79

Lenz, Der Mann im Strom, 102

Jaspers, Lebensfragen der deutschen Politik, 105

Schickele, Symphonie für Jazz, 109

Cocteau, Der Doppeladler, Die geliebte Stimme, 110

Kubin, Die andere Seite, sr 8

Jens, Die Götter sind sterblich, sr 9

Bulatovic, Die Liebenden, sr 10

Böll, Hierzulande, sr 11

Cendrars, Wind und Welt, sr 12

Kolmar, Tag- und Tierträume, sr 13

Die Niederlage 1945, dokumente 80-81

Die Affäre Dreyfus, dokumente 112

Kommandant in Auschwitz, dokumente 114

### Fischer Bücherei

Dokumente zur deutschen Politik 1806-1870, 415

Jahn, Negro Spirituals, 472

Grass, Die Blechtrommel, 473-74

Regner, Das neue Ballettbuch, 478

Albee, Der amerikanische Traum, 482

Edwardes, Die Zukunft Asiens, 489

Deutschland erzählt, 500

Lasky, Afrikanisches Notizbuch, 504

Sexualität und Verbrechen, 518-19

Sterne, Tristram Shandy, EC 64

Technik 2, Fischer Lexikon 31

### List Bücher

Marcuse, Philosophie des Glücks, 222

Schwerbrock, Karl Marx privat, 230

Hanson, Paul Cézanne, 235

Kühner, Das Jahr Null und die Bibel, 236

Süskind, Die Mächtigen vor Gericht, 238

### Rowohlt Taschenbuch Verlag

Weisenborn, Der lautlose Aufstand, 507-08

Wolfe, Altamont, Herrenhaus, 516

16 Polnische Erzähler, 524-25

Sartre, Der Pfahl im Fleische, 526-27

Jens, Der Mann der nicht alt werden wollte, 530

Huxley, Kontrapunkt des Lebens, 532-33

Sartre, Die Eingeschlossenen, 551

Malinowski, Geschlecht und Verdrängung, rde 139-40

Predöhl, Weltwirtschaftskrise, rde 161

Mayntz, Organisation, rde 166

Hölzle, Revolution, rde 169

Otto, Wirklichkeit der Götter, rde 170

Shakespeare, Antonius und Cleopatra, RK 117

Heliodor, Die schöne Charikleia, RK 120-21

Le Sage, Gil Blas, RK 127-28-29

George Bernard Shaw, rm 59

Karl Marx, rm 76

Wolfgang Amadeus Mozart, rm 77



Unsere politische Ordnung ist eine Ordnung der Freiheit. Der gesellschaftliche Prozeß soll sich aus der Initiative des Einzelnen und nicht aus und nach der Planung der Regierung entfalten.

# CDU

Unsere politische Ordnung beruht auf tiefer Achtung vor der Würde des Menschen, das heißt aber auf dem Vertrauen darauf, daß der Einzelne aus seinen geistigen und sittlichen Kräften selbst die notwendigen Entscheidungen treffen kann und soll und daß er nicht handeln soll unter dem Zwang.

# CDU

Unsere politische Ordnung ist demokratisch, sie beruht auf der Überzeugung, daß keiner Klasse die politische Entscheidungsgewalt, aber auch der Zugang zu unseren Bildungseinrichtungen vorbehalten sein darf. Vielmehr sollen alle den Zugang zu den öffentlichen Bildungseinrichtungen erhalten.

# CDU

Christlich  
Demokratische  
Union  
Deutschlands



Reden, wir von politischer Bildung! Grundsatzklärungen zu diesem Thema sind zur Zeit sehr in Mode; eine gibt sich wichtiger als die andere; die folgende ist besonders wichtig, versteht sich!

Die Notwendigkeit politischer Bildung resultiert nach Ansicht der meisten Kommentatoren aus der Besonderheit unserer politischen Situation, aus der Herausforderung durch den Kommunismus nämlich. Wir meinen, die Notwendigkeit politischer Bildung resultiere statt dessen aus unserer sehr vielschichtigen politischen Wirklichkeit, von der die Herausforderung durch den Kommunismus lediglich ein Teil ist.

Wir durchleben eine Zeit geschichtlichen Wandels. Eine patriarchalisch strukturierte Geschichtsepoche geht zu Ende. Die Renaissance hat einen Umbruch eingeleitet, der nach und nach alle Bereiche ergreift, der noch dauert und einem Ziel entgegenstrebt, das vielleicht als sozial, als partnerschaftlich strukturiertes Zeitalter beschrieben werden kann.

Angesichts dieser Situation möchten wir die folgenden Überlegungen als einen Versuch der Orientierung im politischen Bereich zur Diskussion stellen.

Hans-Ludger John

### **Was heißt politische Bildung?**

Politische Bildung ist integraler Bestandteil der Bildung im weitesten Sinn. Es erscheint zweckmäßig, die Klärung des übergeordneten Begriffs an den Anfang zu setzen.

Unter Bildung verstehen wir: Übung und Entfaltung aller einem Menschen eignen Kräfte und Veranlagungen mit dem Ziel, ihn in den Stand zu setzen, der Wirklichkeit seiner Existenz voll gerecht werden zu können. (Politische Bildung heißt das Gleiche im Blick auf die politische Wirklichkeit.) Die Wirklichkeit unserer Existenz ist gekennzeichnet durch Relativität. Relativität durchzieht alle Bereiche; sie erweist sich in besonderem Maße im politischen Bereich in der Geschichtlichkeit und im sozialen Charakter unserer Existenz. Wir sind geschichtliche Wesen; d. h., wir finden uns vor als Glieder einer Generationskette und als Individuen mit ganz persönlicher Geschichte, die den einzelnen geformt, geprägt und zu dem hat werden lassen, der er ist. Wir sind zugleich soziale Wesen; d. h., wir finden uns vor als Glieder einer menschlichen Gemeinschaft, der wir zugehören,

# **Politische Bildung Was heißt politische Bildung? Der Auftrag der Hochschule Möglichkeiten zu politischer Bildung**

auf die wir angewiesen sind und die auf uns angewiesen ist, die charakterisiert ist durch ihre Geschichtlichkeit und ihre Ordnungsformen.

Politische Bildung erwächst aus dem Studium der Geschichtlichkeit und der Ordnungsformen menschlicher Gemeinschaft sowie der Voraussetzungen ihres Funktionierens. Sie befähigt den einzelnen, seinen Platz in dieser Gemeinschaft zu erkennen, seine Freiheit und seine Verantwortung zu begreifen und wahrzunehmen.

Bildung meint den ganzen Menschen; sie meint ihn somit auch in seiner geschichtlichen und sozialen Relation. Sie beinhaltet deshalb notwendig politische Bildung.

### **Der Bildungsauftrag der Hochschule**

Hochschule ist der Ort wissenschaftlicher Forschung und Lehre. Ihr spezifischer Bildungsauftrag liegt in der Befähigung ihrer Bürger zu

selbständiger und verantwortlicher Entscheidung in ihrem Bereich.

Aus diesem Bildungsauftrag erwachsen der Hochschule folgende Aufgaben:

1. Sie muß durch exemplarische Fachausbildung die Erfahrung des wissenschaftlich-methodischen Rüstzeugs und so die Befähigung zu systematischem Durchstehen einer wissenschaftlichen Problemstellung vermitteln.
2. Sie muß die Relativität der Wissenschaft erkennbar machen, die sichtbar wird in deren Struktur (Gliederung in eine Vielfalt einander zugeordneter Disziplinen) und in deren Grenzen vom Gegenstand her (endliche Wirklichkeit) und von der Methode her (Logik).
3. Sie muß die Relativität wissenschaftlichen Wirkens deutlich machen, seine möglichen Folgen und Bezüge; und zwar notwendig auch diejenigen gesellschaftlicher und politischer Natur. Hieraus resultiert die Verpflichtung der Hochschule, ihren Bürgern politische Bildung zu ermöglichen.

### **Möglichkeiten zu politischer Bildung**

Im Rahmen des Fachstudiums müssen die Bezüge des Spezialgebiets und des Wirkens innerhalb dieses Spezialgebiets zur Gesellschaft aufgezeigt werden. Durch Lehre und persönliches Beispiel des Fachprofessors soll gezeigt werden, wie diesem Bezug gerecht zu werden ist.

Darüber hinaus muß Information vermittelt werden, über den Charakter menschlicher Gemeinschaft, ihre Ordnungsformen und die Voraussetzungen ihres Funktionierens mit dem Ziel, den einzelnen in den Stand zu setzen, seinen Platz in dieser Gemeinschaft zu erkennen, seine Freiheit und Verantwortung zu begreifen und wahrzunehmen. Diese Information kann nur geleistet werden durch systematische Forschung und systematische Lehre auf historischem, politischem und soziologischem Gebiet.

Aktive Mitgestaltung der Ordnung menschlichen Zusammenlebens - wo auch immer solche Ordnung innerhalb einer Gemeinschaft von Studenten nötig wird - ermöglicht dem einzelnen, sinnvolle Struktur und Funktionsweise menschlicher Gemeinschaft exemplarisch zu erfahren. Diese Erfahrung ist unerläßliche Ergänzung zur theoretischen Beschäftigung mit den Dingen der Politik.

Hans-Ludger John Norbert Kiehne





### Eine logische Überlegung

bestimmt oft für Jahrzehnte die technische Entwicklung. Was als Idee heute in den Köpfen begabter Ingenieure entsteht, kann das Bild der Welt von morgen entscheidend mitgestalten.

Die Unterflurbauart — vor drei Jahrzehnten bei BÜSSING zur Serienreife entwickelt — hat den modernen Nutzfahzeugbau stark beeinflusst. Durch die Verlegung des Triebwerkes unter den Wagenboden die ganze Fahrzeuggrundfläche für den Nutzzweck freizumachen, war eine logische Überlegung.

Die BÜSSING Unterflurbauart ist auch heute noch ein Feld für junge Ingenieure, die helfen wollen, die reichen Möglichkeiten dieser richtungsweisenden Konstruktion auszuschöpfen.



**BÜSSING**  
Unterflur  
eine Bauart  
der Vernunft

## Demokratischer Hochschulbund Braunschweig

Bei der Gründung politischer Studentengruppen können immer wieder ähnliche Schwierigkeiten beobachtet werden. Es formt sich ein Kreis Gleichgesinnter um ein politisches Leitbild, das die Mitte der Gruppe bildet. Weiter bringt die Finanzierung von Veranstaltungen allzu leicht eine einseitige Bindung an Parteien oder Wirtschaftsverbände. Folgerichtig gehen diese Gruppen dann den Weg in die ideologische Vereinsamung. Der Demokratische Hochschulbund Braunschweig war sich dieser Gefahr bewußt. Von Anfang an stand für seine Mitglieder fest, eine einseitige Ausrichtung zu vermeiden. Denn diese führt um so eher zu dialektischen und damit künstlichen Gegensätzen, je folgerichtiger sie angestrebt wird. Demgegenüber erstrebt der DHB bewußt die Überwindung von Teilinteressen und die Besinnung auf das Gemeinsame. Der DHB kann sich deshalb nicht bloß einem »Leitbild« verschreiben. Zu häufig entstehen »Leitbilder« aus unreflektierter Neigung oder materieller Bindung. Nur ein eingehendes Studium der gesellschaftlichen Kräfte berechtigt in unserer Zeit zu einer Stellungnahme.

Der DHB wird im Mai mit einem Vortrag von Walter Dirks über »Aufgaben der Gewerkschaft und Grenzen ihrer Zuständigkeit« an die Öffentlichkeit treten. Der DHB hält die Klärung dieses Problems für sehr wichtig, angesichts der umstrittenen Stellung, die die Gewerkschaften in der Gesellschaft einnehmen. **Eduard Schwitajewski**

## Liberaler Studentenbund Deutschlands Hochschulgruppe Braunschweig

Achtzehn Jahre nach dem totalen Zusammenbruch der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in Deutschland - vierzehn Jahre nach Gründung der Bundesrepublik - liegen heute bereits ein Neuaufbau und dessen Konsolidierung hinter uns. Aber auch und gerade in unserem eigenen Bereich der Hochschule gibt es noch genügend Raum für die Verwirklichung unserer Vorstellungen: Der Ausbau der bestehenden und der Neubau von Universitäten und anderen Hochschulen verlangen nach Neuem.

Ist es da nicht verwunderlich, daß das Interesse der Studenten an politischer Betätigung, das in

den ersten Jahren nach dem Krieg bis zu 600 Studenten einer Hochschule sich in einer politischen Gruppe zusammenfinden ließ (Universität Jena), heute nur bei knapp 2 Prozent der Studenten so stark ist, daß es sich in Aktivität umsetzt?

Wir werden uns in unserem Programm des Sommersemesters ausführlich mit den Fragen der Hochschulreform auseinandersetzen. Denn eine Mitarbeit der Studentenschaft, nicht nur der gewählten Vertreter und einiger Funktionäre, ist dringend erforderlich; sonst werden die Reformen ohne das wirksame Mitdenken der Studenten durchgeführt; und wenn die neuen Formen erst von jedem Kommilitonen in täglicher Berührung verspürt werden, wird grundsätzlich nichts mehr zu ändern sein. **Gerhard Spitta Gerd Münster**

## 10 Jahre 17. Juni

Zu dem Zeitpunkt, da Sie diese Zeilen überfliegen, ist die öffentliche Diskussion darüber, wie man wohl diesmal am würdigsten den Tag der deutschen Einheit begehen solle, wieder in vollem Gange.

Es werden wieder böse Worte über das zu erwartende phrasenreiche Gerede hoher und höchster Volksvertreter fallen, man wird Meinungen hören, die wiederum vergeblich die Abschaffung dieses Feiertags fordern, unser Studentenparlament wird vielleicht erneut Beschlüsse wider den obligaten Schweigemarsch mit anschließender Burgplatzrede fassen. Jedoch alles Debattieren ist schon jetzt überflüssig, denn der Veranstaltungsplan für dieses Jahr ist längst schon an berufener Stelle entworfen. Hoffentlich ist das Wetter den Veranstaltern gnädig.

Ich habe Angst vor diesem 17. Juni 1963; Angst vor peinlichen Jubiläumsfeiern, vor glühenden Anklagen, vor anmaßenden Forderungen und unkritischer Selbsteinschätzung. - Sollten wir nicht einmal versuchen, an diesem Tag still zu sein, sollten wir nicht auf einen neuen lautstarken Appell an das Gewissen der Welt verzichten und uns viel besser im stummen Gespräch mit unserem eigenen Gewissen über das Thema »17. Juni« auseinandersetzen? Mag sein, daß uns eine solche Selbstreflexion viel eher zu den Menschen »da drüben« führt, wenigstens einmal im Jahr am Tag der deutschen Einheit. **Klaus Rosenkranz**



## Elektronik + Dry Reed

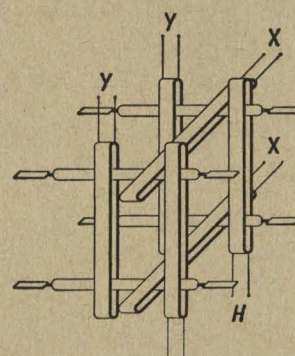
### Neue Konzeption der Fernsprech-Vermittlungstechnik

Die Elektronik eröffnet der Fernsprech-Vermittlungstechnik neue Wege. Das Haus Siemens ist an der sich anbahnenden Entwicklung führend beteiligt und setzt damit eine Tradition fort, die bereits um die Jahrhundertwende begann:

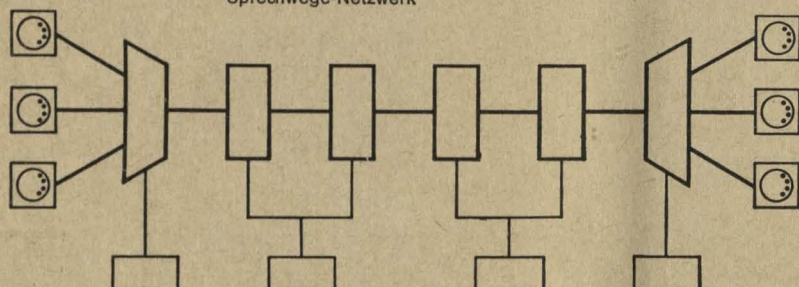
- 1901 Grundlegendes Patent für einen Schrittschalt-Vorwähler
- 1909 Erstes Großstadt-Wählamt Europas in München-Schwabing
- 1923 Erstes Teilnehmer-Fernwählnetz der Welt im Gebiet Weilheim (Oberbayern)
- 1926 Erstes Fernsprechamt mit Viereckwählern
- 1954 Erstes Fernsprechamt mit Edelmetall-Motor-Drehwählern (EMD)
- 1957 Erster Einsatz des Edelmetall-Schnellkontakt-Relais (ESK)

Ein Versuchsamt der neuen Technik mit elektronischer Steuerung und schnellschaltenden Magnetfeldkopplern im Sprechweg wurde der Deutschen Bundespost im November 1962 übergeben. Im Zentrum Münchens gelegen, arbeitet es mit allen anderen Vermittlungsstellen zusammen und ist damit in das weltumspannende Fernsprechnetz eingegliedert.

Schutzgaskontakte (amerikanisch: Dry Reed), in Glasröhrchen eingeschmolzen und zu Magnetfeldkopplern vereinigt, schalten in 2 ms die Sprechwege durch



Sprechwege-Netzwerk



Elektronische Markierer

Übersichtsplan  
der elektronisch gesteuerten  
Vermittlungsstelle  
München-Färbergraben

## Die Entwicklung geht weiter

auf den konventionellen wie auf den neueren Gebieten der Elektrotechnik. An jeder Entwicklungsphase ist das Haus Siemens maßgeblich beteiligt. Vielseitig wie unser Programm sind die Möglichkeiten für Sie, bei uns die Tätigkeit zu finden, die Ihren Neigungen und Fähigkeiten entspricht.

Im Hause Siemens haben Sie als Diplom-Ingenieur der Fachrichtungen Elektrotechnik, Maschinenbau oder Feinwerktechnik unter zahlreichen Arbeitsgebieten die Wahl. Sie haben bei uns Gelegenheit, sich gründlich einzuarbeiten. Da die Weiterbildung unserer Mitarbeiter vielseitig gefördert wird, bieten sich gute Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. In seinem Bereich hat jeder Mitarbeiter weitgehende Verantwortung. Wenn Sie Näheres wissen wollen, so genügt zunächst ein kurzer Brief mit Ihren wichtigsten persönlichen Angaben. Schreiben Sie bitte an das Referat für Technischen Nachwuchs (WS) der Siemens & Halske AG, 8 München 2, Wittelsbacherplatz 2 (Nachrichtentechnik), oder an die Abteilung Technisches Bildungswesen (WS) der Siemens-Schuckertwerke AG, 8520 Erlangen, Werner-von-Siemens-Straße 50 (Starkstromtechnik). Einen Sonderdruck unserer Veröffentlichung »Das elektronisch gesteuerte Fernsprechamt München-Färbergraben« schicken wir Ihnen auf Wunsch gern kostenlos zu.

SIEMENS & HALSKE AKTIENGESELLSCHAFT  
SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AKTIENGESELLSCHAFT



Seit einiger Zeit ist in Braunschweig ein wachsendes politisches Interesse unter den ausländischen Kommilitonen festzustellen. Wir baten deshalb Hans von Stebut, der nach Abschluß des Maschinenbaustudiums im Akademischen Auslandsamt der TH arbeitet, um den folgenden Beitrag.

Vielleicht ist es erlaubt, an den Anfang eine kleine Aufzählung zu stellen:

Im Laufe des letzten Jahres ist die Zahl ausländischer Studentenvereinigungen, die ihre Zulassung an der TH Braunschweig beantragt haben, sprunghaft gestiegen; kleinere Gruppen fanden sich zu Arbeitsgemeinschaften zusammen, so eine griechische Gruppe über neuere deutsche Geschichte, eine türkische Gruppe über Fragen des Sozialismus, Liberalismus und Kapitalismus; iranische Studenten bemühten sich um eine Zusammenarbeit mit Landsleuten an anderen Hochschulen, um nur einiges zu nennen.

Welches Bild hat nun aber die Öffentlichkeit vom politischen Interesse unserer ausländischen Kommilitonen? Gehen wir dieser Frage nach, so stoßen wir häufig auf die Meinung, daß die Ausländer sich gar keine Mühe geben, uns und unsere Lage zu verstehen. Wir stellen fest, daß sich selbst ein Gespräch über die Probleme ihres Landes kaum lohnt, da sie nur zu oft wenig besser informiert wirken als wir. Wir müssen zu Beginn diese Meinung wohl so wiedergeben, weil sie ausgesprochen und noch häufiger unausgesprochen unser Verhältnis zueinander belastet.

Sehen wir uns zunächst einmal an, wie es zu solchen Urteilen oder Vorurteilen kommen konnte. Da ist einmal der zukünftige Student, der mit dem Schulabschluß in seinem Land auch manche andere Bindung wie die zur Familie lockern möchte, der selbst seines Glückes Schmied sein möchte. Welche Aussichten die Bundesrepublik Deutschland bietet, darüber geben Botschaften »Auskunft«, Ingenieure und Kaufleute und nicht zuletzt Touristen. Daß sie alle das Erfreuliche in den Vordergrund rücken, wer kann ihnen das verübeln. Natürlich gibt es seit langem Überlegungen, die Vorinformationen zu verbessern, und die auf diesem Gebiet von offiziellen Stellen geleistete Arbeit ist nicht zu verkennen. Wenn sie trotzdem so wirkungslos ist, so wohl vor allem deshalb, weil die Vorbereitungen der bevorstehenden Reise alles andere in den Hintergrund treten lassen.

# Politisches Interesse ausländischer Kommilitonen

Wenn wir nun die zu Beginn sehr provozierend geäußerten Meinungen einzeln durchgehen, so halte ich es doch für angebracht, daß der deutsche Leser die aufgestellten Behauptungen einmal so spiegelt, als seien sie als Urteil auf uns bezogen. Vielleicht haben wir dann schon den Hauptteil des Weges zu einer Antwort zurückgelegt. Welche Möglichkeiten der Information stehen den Studenten unserer Hochschule zur Verfügung und in welchem Umfang ergänzen sie einander sinnvoll. Eine ganze Reihe von Zeitungen und Zeitschriften liegen im Lesezimmer der alten Mensa aus. Sie finden ihre Ergänzung durch eine Reihe von Zeitungen, die in größerer Zahl vom AStA, der »Brücke«, Steintorwall 3, und im »Internationalen Clubhaus der TH« ausgelegt werden.

Dabei sind die Möglichkeiten sowohl aus finanziellen wie aus anderen Gründen sehr unterschiedlich, denn die Auswahl geeigneter, d. h. genügend objektiver Zeitungen wird erschwert aus Mangel an einer relativ unabhängigen Presse. Trotzdem ist festzustellen, daß mit den bisher vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften bereits eine gute Grundlage vorhanden ist, die allerdings der Koordinierung bedarf. Es ist zu hoffen, daß mit der Verlegung des »Internationalen Clubhauses« in die Räume der alten Mensa auch in dieser Frage ernsthafte Fortschritte versucht werden.

Von nicht geringerer Bedeutung aber ist die Fülle von Veranstaltungen, die sowohl in der Hochschule wie in der »Brücke« und ähnlichen Einrichtungen zu Gebote stehen. Auch hier scheint mir die Frage wichtiger, wie diese Veranstaltungen organisatorisch einander näher gebracht werden können, als daß nun noch eine Vielzahl von Vorträgen, Diskussionen außerdem »organisiert« werden muß. Vielleicht braucht die Hochschule

dazu ihre eigenen Plakatsäulen an zwei bis drei markanten Punkten im Hochschulbereich, wo wirklich übersichtlich und reklametechnisch diszipliniert das Leben der Hochschule einen Spiegel findet; sie würde damit allen Interessierten eine geeignete Auswahl erleichtern.

Es bleibt der Vorwurf, ausländische Studenten wüßten zu wenig über ihr eigenes Land. Ich glaube, ich verrate kein Geheimnis, wenn ich auf den bei uns ebenfalls herrschenden Trend verweise, viel im Ausland gewesen zu sein. Sollten wir Deutsche einige Zeit nach dem Abitur über Deutschland in kultureller, sozialer, wirtschaftlicher oder politischer Hinsicht berichten müssen, so dürfte das viele von uns in Verlegenheit bringen. Dabei haben wir relativ stabile Verhältnisse. Nimmt es da Wunder, wenn unsere ausländischen Kommilitonen oft überfordert sind und zu Klischees greifen, wo ihnen Möglichkeiten der Information fehlen. Wir müssen deshalb alles daran setzen, daß aus möglichst vielen Ländern die besten Informationsquellen ermittelt werden. Damit stellt sich eine Aufgabe, die vor allem die Studenten angeht.

Bleiben zum Schluß die politischen Aktionen. Hier wird von uns eine klare Stellungnahme verlangt. Wenn jeder Student das Recht und die Pflicht zu politischen Informationen und zur politischen Stellungnahme hat, so hat er sie ungeteilt. Es wäre vermessen, wollten wir unsere ausländischen Kommilitonen vor unseren politischen Wagen spannen, während wir sie für ihre Sorgen und Belange allein demonstrieren lassen. Vielleicht ist hier von beiden Seiten ein Schritt zu tun, denn die ausländischen Vereinigungen stehen heute in der Gefahr, exklusiv im nationalen Sinne zu werden und damit einen Vorwurf auf sich zu lenken, den sie seit langem gerade einem Teil der deutschen Studenten machen. Es ist zu überlegen, ob sie sich nicht um deutsche Mitglieder bemühen sollten. An vielen Stellen setzt sich die Erkenntnis durch, daß die angerührten Fragen organisatorisch nicht gelöst werden können, daß mit Aufrufen, mit organisierten Kontakten nur wenig Gutes erreicht werden kann. Die Organisationen innerhalb und außerhalb der Hochschule begreifen, daß man mit der »Betreuung« auf dem falschen Wege ist. Versucht man es aber loser, zwangloser, dann bedarf es auch der Studenten, die »zwanglos« an diese Fragen herangehen, die nicht Ruhe lassen, die selbst für Leben und Koordinierung sorgen.



# GBW



## Salzgitter AG

Dreiundachtzigtausend Menschen arbeiten im Salzgitter-Konzern. Sie fördern Eisenerz, Kohle und Erdöl. Sie erzeugen Roheisen, Stahl, Energie und eine Vielzahl von Nebenprodukten. Sie schaffen Walzwerk- und Gießereierzeugnisse und damit die Ausgangsprodukte für unsere weiterverarbeitenden Unternehmen des Maschinen- und Schiffbaus und der Fahrzeugindustrie. Durch Freude am Fortschritt, durch Erfahrung und den Sinn für Qualität lieben unsere Mitarbeiter den Namen Salzgitter zu einem Begriff in der deutschen Wirtschaft werden.



# Kultur braucht Freiheit

Die Kulturpolitik der FDP will die Geistesfreiheit und Toleranz pflegen, den Kirchen und Religionsgemeinschaften ihr Wirken auch im öffentlichen Leben sichern, Erziehung, Volksbildung, Kunst, Wissenschaft und Forschung entschieden fördern. Es geht darum, ein gesamtdeutsches Bewußtsein neu zu begründen und durch Verhinderung des kulturellen Auseinanderlebens die Wiedervereinigung vorzubereiten. Mit der Geistesfreiheit steht und fällt ein menschenwürdiges politisches Dasein.

# FDP



Am 13. Februar dieses Jahres antwortete der Bundesminister für wissenschaftliche Forschung, Hans Lenz, im Bundestag auf eine Große Anfrage der SPD-Fraktion zur Wissenschaftsförderung. Einige der in dieser Rede erläuterten Gesichtspunkte zur Lage und Entwicklung unserer Hochschulen veröffentlichen wir nachstehend.

### **1980 etwa 400 000 Studenten?**

Die Zahl der Abiturienten hat sich in den letzten 8 Jahren fast verdoppelt. Eine Vorausschätzung des Wissenschaftsrates zeigt, daß die Zahl der Abiturienten 1963 mit 62 300 ihren Höhepunkt hat, dann abfällt, um etwa 1970 die Höhe von 1963 wieder zu erreichen. Dementsprechend wird die Studentenzahl ebenfalls 1964 einen Höhepunkt haben, dann abfallen und 1970 etwa zum alten Punkt zurückkehren.

Über die weitere Zukunft bis 1980 können im Augenblick keine verantwortlichen Vorausschätzungen vorgelegt werden. Wohl aber gibt es den Versuch, den allgemeinen Trend der Studentenzahlen aus einem internationalen Vergleich abzulesen: Prof. Edding, der sich grundlegend über Fragen der Bildungsökonomie geäußert hat, hat festgestellt, daß in allen hochindustrialisierten Staaten der Welt seit langem die Studentenzahlen immer steiler ansteigen. Er vertritt die Auffassung, daß in all diesen Staaten eine bestimmte Korrelation zwischen dem Sozialprodukt je Kopf der Bevölkerung und dem relativen Hochschulbesuch besteht. Diese Korrelation beruht nach seiner Auffassung darauf, daß die Wirtschaftsintensität eines Landes weitgehend abhängt vom geistigen Vermögen eines Volkes, das durch die Bildungseinrichtungen aktiviert und gesteigert wird; andererseits erlaubt aber die größere Wirtschaftsintensität eines Landes für den Ausbau des Bildungswesens steigende Mittel einzusetzen und macht diesen Einsatz dafür auch erforderlich. Prof. Edding glaubt, daß das Bruttosozialprodukt des deutschen Volkes sich von 1960 bis 1980 verdoppeln werde und schließt daher für 1980 auf eine Studentenzahl von 400 000.

Die Kapazität der Hochschulen dürfte 1960 beträchtlich unter 200 000 Studenten gelegen haben. Der Wissenschaftsrat hat zur Erweiterung der Kapazität zwei Maßnahmen vorgeschlagen: den Ausbau der bestehenden Hochschulen auf ein Fas-

# **1964 über 50 000 zuviel**

sungsvermögen von etwa 200 000 Studenten und den Neubau von Hochschulen.

Wenn diese beiden großen Empfehlungen des Wissenschaftsrates ausgeführt sein werden, werden die bestehenden Hochschulen 1964 etwa 200 000 Studenten fassen können und die neuen Hochschulen 1970 weitere 30-35 000 Studenten. Im Jahre 1970 wird also eine Gesamtkapazität von 230 000 Studenten erreicht sein.

1964 ist jedoch mit 236 500 deutschen und weiteren 20 000 ausländischen Studenten zu rechnen, während die Kapazität der Hochschulen bei 200 000 liegen wird; es wird also ein Überhang von über 50 000 Studenten vorhanden sein.

Die Kluft zwischen Hochschul-Kapazität und vermutlicher Studentenzahl kann allein durch weiteren Ausbau der bestehenden Hochschulen nur schwer geschlossen werden. Bei einer Reihe von Hochschulen, z. B. München, wird der für die Arbeitsfähigkeit optimale Ausbau in Kürze erreicht sein. Auch durch Neubau von weiteren Hochschulen kann angesichts des Mangels an Hochschullehrern vorerst kaum Abhilfe erwartet werden.

### **Eventuelle Einführung von Trimestern**

Es müßte überlegt werden, wie man die vorhandene Hochschulkapazität besser nutzt: Durchlaufen die Studenten in Zukunft die Hochschulen schneller als jetzt, muß die Studentenzahl sinken, nicht jedoch die der Absolventen.

Hierfür bieten sich zwei Wege an:

Einmal könnte durch eine nüchterne Überprüfung der Studien- und Stoffpläne der seit Jahrzehnten anhaltenden Studienzeitverlängerung entgegengewirkt werden. Beispiel:

Während von 100 Studenten im Jahre 1925 noch rd. 25 nach dem 5. und 6. Semester abgegangen sind, tat dies 1958 kaum ein Student. Die Abgänge nach dem 7. und 8. Semester waren in den entsprechenden Jahren rd. 27 und 10 von Hundert, nach dem 9. und 10. Semester 47 und 18. Während schließlich für den Studienabschluß 1925 kaum

jemand 11 und mehr Semester benötigte, waren es 1958/59 mehr als 72 Studenten von Hundert. Zum andern müßte geprüft werden, ob die Gliederung des Studienjahres in zwei Semester und zwei große Ferienabschnitte einer optimalen Ausnutzung der Ausbildungsstätten noch Rechnung trägt. Denn es ist offensichtlich, daß ein erheblicher Teil der Studentenschaft die vorlesungsfreie Zeit nicht intensiv für das Studium ausnützt. Es müßte gemeinsam von den Kultusverwaltungen und den Hochschulen geprüft werden, wie das Interesse der Professorenschaft an einer für die Forschung notwendigen längeren vorlesungsfreien Zeit in Einklang gebracht werden kann mit der Notwendigkeit, die universitären Einrichtungen besser auszunutzen. Man könnte an die Einführung von Trimestern als vorübergehende Notmaßnahme denken, aber auch an Übungen in sogenannten Ferien-Trimestern unter Leitung von Angehörigen des sogenannten Mittelbaues.

### **Numerus clausus nur Notmaßnahme**

Ein numerus clausus kommt für die Beschränkung der Studentenzahl aus grundsätzlichen Erwägungen nicht in Frage. Als befristete Notmaßnahme muß er wohl hingenommen werden. Nur sollten sich dann die Hochschulen und Hochschulverwaltungen offen dazu bekennen und die Auswahlkriterien bekannt machen. Eine überlegte Publizität solcher Sperren kann zugleich den übermäßigen Drang der Studenten in die Großstadtuniversität bremsen.

### **Straffung des Studiums notwendig**

Auch sollte überlegt werden, wie das Studium der Studienanfänger gestrafft und intensiviert werden könnte - etwa durch Arbeitsgruppen unter Leitung von Tutoren oder durch gemeinsames Leben und Arbeiten in »Kollegienhäusern«. Auch sollten vermehrt Zwischenprüfungen abgehalten werden. Alle diese Maßnahmen dürfen jedoch nicht zu einer »Verschulung« der Hochschulen führen. Abgesehen von dieser noch zu prüfenden »Rationalisierung des Studiums« bleibt als Anpassung nur der schon genannte Ausbau der bestehenden Hochschulen und der Neubau.

Die Bundesregierung fördert beide Vorhaben nach Kräften.



# ACO DRUCK

Braunschweig  
Kalenwall 1  
Telefon 22495/96

Werkstätten  
für hochwertige  
Druckarbeit

Unsere  
Arbeitsgebiete:  
Kunst Industrie  
Wissenschaft



Sehr geehrter Herr Professor Henn!

In Ihrer Rede vom 5. Januar 1963 zur Einweihung unserer neuen Mensa beschäftigten Sie sich unter anderem auch mit dem Artikel »Die Speisung der 5000«, omnibus 6/62. Sie kritisierten damals, daß ich sieben Wochen vor der Eröffnung mein Erstaunen darüber zum Ausdruck brachte, daß ich zu diesem Zeitpunkt noch nichts Verbindliches über die künstlerische Ausgestaltung der Mensa erfahren konnte und die Frage stellte, ob denn das nicht längst hätte entschieden sein müssen, und meinten, daß man die Frage der künstlerischen Ausgestaltung erst nach Fertigstellung des Baues entscheiden könne, genauso, wie Sie auch jetzt erst entschieden hätten, wie zum Beispiel eine Wand in der Milchbar gestrichen werden müsse.

Erlauben Sie mir bitte, daß ich zu dieser Kritik in Form eines offenen Briefes Stellung nehme.

Ich bin der Meinung gewesen, man müsse die Frage der »Kunst am Bau« von vornherein mit berücksichtigen, mit einbeziehen in die Überlegungen und Planungen, was nicht bedeutet, daß der Künstler von Anfang an endgültig an eine detaillierte Konzeption gebunden ist. Die Künstler, der Architekt und der Bildhauer oder Maler müssen sich vorher begegnen, es muß ein frühzeitiges Gespräch zwischen ihnen stattfinden, das bis zur Vollendung des Gesamtwerkes nicht abreißen darf, um selbständige, aber durch die Gesamtkonzeption verwandte Einzelkunstwerke entstehen zu lassen. Sie vertraten dagegen die Auffassung, daß man später, nach Vollendung des Gebäudes, entscheidet, welche Kunst wo angebracht wird, daß man in additiver Weise die Kunst hinzufügt und so das gleiche Ergebnis erzielt, daß also die bildenden Künste, Architektur, Malerei und Bildhauerei, zu einer sich gegenseitig fördernden und vollendenden Einheit zusammenwachsen.

Ich habe mir seit Ihrer Rede die Kunst in der Mensa häufig angesehen und bin zu der Ansicht gekommen, daß das Ergebnis der von Ihnen vertretenen und angewandten Methode des späteren Hinzufügens nicht dem obengenannten Ziel der höheren Einheit gedient hat.

Erlauben Sie bitte, daß ich es im einzelnen erläutere: Betrachtet man den inneren Gesamteindruck der Mensa, muß festgestellt werden, daß auch durch die Verteilung und die Art der Kunstwerke kein Versuch unternommen wurde, die Zweiteilung und Zerreißung des Groß-Raumes zu beseitigen oder weniger augenfällig zu machen. Im Gegenteil, der Charakter der Trennung ist konsequent durch die Kunst gefördert worden, denn dort, wo man à la carte ißt, hängen ihrem Charakter nach kostbare und festliche Gobelins, während in der anderen Raumgruppe, wo sich der Massenbetrieb abwickelt, entweder gar nichts oder in seiner Qualität unbedeutende, beziehungsweise dem Raum nicht entsprechende Grafik hängt.

Ich kann nicht verstehen, wie Sie es zulassen konnten, daß der sowieso schon exklusivere südlichere Teil, das Gästezimmer und der à-la-carte-Saal, durch die beiden Gobelins noch exklusiveren Charakter erhielt und herausgehoben wurde, während dort, wo sich die Masse aufhält, ein Konglomerat von zusammenhangloser Grafik angebracht wurde, das dieser Masse keinerlei Möglichkeit bietet, sich aufzu-



lösen und zu individualisieren; das in seiner Gesamtheit selber so gestaltlos ist wie die Masse.

Der große Saal, das Herzstück des Gebäudes, besitzt gar keine Kunst. Daß in diesem fabrikhallenähnlichen, dem Einzelwesen entgegenstrebenden, riesigen Raum kein Versuch unternommen wurde, den inhumanen Charakter und das Kollektive, Individuumfeindliche dieses Raumes durch Kunst, durch die Sprache eines Kunstwerkes, durch die »Hinwendung eines einzelnen Menschen, des Künstlers, an seine Mitmenschen« (Le Corbusier), zu durchbrechen und zu überwinden, läßt mir die gesamte andere künstlerische Ausgestaltung fragwürdig erscheinen.

An dieser Stelle ist mir deutlich geworden, warum die von Ihnen vorgeschlagene Methode zu keinem befriedigenden Ergebnis führen konnte. Sie konnten diesem Raum gar nichts mehr hinzufügen, weil er, wie wohl auch die gesamte Mensa, ohne Berücksichtigung jenes poetischen, menschlichen Empfinden vermittelnden Elementes Kunst geplant wurde. Ein Triumph der Organisation und Technik! Was gelten da noch der einzelne und seine Gefühle.

In der Klausur begegnet man Plakaten, französischen Ausstellungsplakaten; nach meiner Ansicht nicht guten oder schlechten, sondern mittelmäßigen, mit Ausnahme des Picassoplakates. Die andere Grafik finde ich auch belanglos, einschließlich des Marini. In guten Buchhandlungen ist ähnliches seit Jahren auf Kunstkarten zu erhalten. Warum nun also dies in der »modernsten Mensa Europas«? Hinzu kommt, daß die Blätter sehr schlecht, der Raumlösung nicht entsprechend, viel zu gedrängt und mit ungünstigem Licht gehängt sind. Die Grafik wirkt zufällig zusammengekommen auf dieser gelben Wand, und gerade das ist es, wovor Sie uns, die Benutzer, hätten bewahren müssen, dieses, dem Zufall und der Mittelmäßigkeit ausgesetzt sein.

Auch im à-la-carte-Saal ist man überrascht, wie der dort hängende Gobelin, ein in seinem Materialcharakter so kostbares und sensibles Werk durch die Mittel der Architektur, durch die Fläche, auf der er hängt, beeinträchtigt wird.

Enrico Castiglioni von der Universität Mailand sagte einmal unter anderem zur Frage »Kunst am Bau«: »Es ist ein Pro-

blem von Takt und Anstand, in dem Sinne, daß man ein Zwiegespräch führt, ohne sich gegenseitig zu überschreien; daß künstlerisch Gleichwertige sich gegenseitig anerkennen und einander den Raum zur Schaffung und Entfaltung ihrer Werke überlassen.«

Der Gobelin wird durch die weißgefugte Klinkerwand völlig überschrieben; er geht unter auf dieser Fläche. Da er auch auf Grund seiner Größe sehr tief hängt, wird er dauernd unten von Davorsitzenden verdeckt und abgeschnitten.

Bleibt nur noch das Gästezimmer, was uns Studenten aber nicht so interessiert, weil wir es nicht benutzen. Aber gerade in diesem Raum gelingt Ihnen die Synthese der Künste, verglichen mit den anderen Räumen, gut. Hier findet der zweite, kleinere Gobelin die ihm gemäße festlich gepflegte Atmosphäre. Er vermag sie zu steigern, denn hier hat er den Raum zur Entfaltung, keine Wand beeinträchtigt ihn. Schade, daß es Ihnen nur in diesem Raum gelang, die Künste zu vereinen und zum gemeinsamen Klang zu bringen.

Ich glaube, dieses Teilergebnis reicht jedoch nicht aus, meine Frage als unberechtigt und falsch zu bezeichnen. Das Gesamtergebnis der künstlerischen Ausgestaltung der Mensa rechtfertigt nach meiner Ansicht nicht die von Ihnen angewandte additive Methode. Ihr Werner Steffens

Lieber Herr Steffens,

seit Bestehen des omnibus habe ich die Studentenzeitung regelmäßig bezogen - nicht, weil ich besondere Freude daran hatte, auch nicht weil ich mich durch die Lektüre bereichert fühlte. Aber etwas Ärger ist kreislauffördernd. Also wie gesagt, »begeistert« war ich vom omnibus nie.

Trotzdem möchte ich aber heute einmal als einer der nunmehr ältesten aktiven Professoren zum neuen Heft Stellung nehmen und zwar nur zu einem Gedankengang, der an zwei Stellen auftaucht: im Aufsatz »Die Speisung der 5000« und »2. Klasse«. In beiden Aufsätzen wird gegen sogenannte »Vorrechte« der Professoren angegangen. Sie sollen kein eigenes »Dozentenspeisezimmer« haben und sie sollen beim Parken im Hochschulbereich nicht bevorzugt werden. Begründet wird die Kritik in beiden Fällen mit der »Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden«. Ich glaube, hier wird dieser Begriff schon etwas weitgehend strapaziert. Gemeinschaft bedeutet doch nicht ohne weiteres völlige Gleichberechtigung. Oder hält sich jeder einzelne Studiker als innerhalb der Hochschulgemeinschaft für völlig gleichwertig mit jedem Angehörigen des Lehrkörpers?

Dem Schreiber scheint es eine herrliche Genugtuung zu sein, wenn sich der Professor gleich ihm an der Mensatheke anstellt, mit seinem Teller einen Platz sucht und sich dort zu zwei oder drei Kommilitonen setzen »darf«.

Beinahe noch etwas grotesker klingt die Forderung nach Gleichberechtigung beim Autoparken.

Gleichberechtigung im Sinne des Aufsatzes »2. Klasse« heißt aber: der Professor soll sehen wo er bleibt, er soll nur zu Fuß laufen, Hauptsache, der Studiker hat seinen Parkplatz! Sehen Sie, so geht das nun eben auch nicht mit der Auslegung der »Gemeinschaft der Lernenden und Lehrenden«. Mit freundlichen Grüßen

Ihr P. Koebler



Braunschweig hat nun endlich seine neue Mensa. Seit Ende Dezember ist sie in Betrieb. Am 5. Januar wurde sie feierlich in Abwesenheit der eigentlichen Benutzer eröffnet, übrigens mit einem bisher unerreicht herrlichen Imbiß. Im Anfang war es schwer. Ein ganzer Schwarm von Mitarbeitern des Architekten war eifrig bemüht, uns die Benutzung zu erklären. Pausenlos kamen durch zackige Marschmusik eingeleitete Anweisungen über die Lautsprecher: »Zur Technik des Essensvorganges...« Im großen ganzen klappte alles. Kampflös wurde die alte Gewohnheit aufgegeben, vorher Plätze zu belegen, und man reihte sich ohne Murren in endlose Schlangen. Die Studenten benahmen sich mustergültig und taten alles, was man von ihnen erwarten konnte, ja noch etwas mehr, indem sie das Rauchen im großen Saal aufgaben.

wir uns nun einmal diese »modernste Mensa Europas« an. Ist ein großer Wurf gelungen? Ist etwas entstanden, was vollendet wie ein serienreifes Auto ist? Viele Studenten sind nicht hell begeistert. Woran liegt das, und könnte man nicht dieses und jenes noch verbessern?

Es fängt an mit der Treppe zur Garderobe. Fast immer gibt es hier Gedränge, man kommt weder hinauf noch hinunter ohne jemanden anzurempeln. Eine Situation, die man eigentlich schon mit einem Blick auf den Grundriß erkennen konnte. Man wundert sich, daß so etwas gebaut wurde. Die Markenausgabe ist freundlich und menschlich wie früher, die »Moderne« beginnt erst bei der Essenausgabe. Bis 35 Essen pro Minute sollen theoretisch ausgegeben werden können, aber 24 schafft man nur. Es gibt immer wieder Schlangen, so daß die ganze Halle schon an manchem Tag von einer endlosen Schlange dicht gefüllt war und das Verkehrschaos heillos schien. Sollte es nicht möglich sein, in Spitzenbelastungszeiten, die doch regelmäßig wiederkehren, die zweite Ausgabe zu öffnen und dies deutlich in der Halle sichtbar zu machen. Das fehlende Personal für diese kurzen Zeiten müßte man unter den Stu-

denten doch leicht finden können. Leider ist allerdings die Verkehrsführung im Abholgang auf die zweite Ausgabe überhaupt nicht eingerichtet. Vielleicht sollte man deshalb diese Ausgabe direkt zu der ersten legen, so daß die Tablettts dann von links und rechts zu ihr gelangen.

Plätze gibt es nun immer genug, nur ist es schwierig mehrere Plätze zusammen zu finden, wenn man im Freundeskreis essen will. Unterhaltung ist durch die häufigen Lautsprecherdurchsagen sehr erschwert. Einen Augenblick länger sitzen zu bleiben, ist mit den mehr oder minder abgeessenen Tellern vor sich unschön. Für solche menschlichen Regungen ist in dieser »Maschine« kaum Platz. Auch die großen Tische für 12 Perso-



Die neue Mensa ist uns inzwischen alltäglich geworden. Erste Kinderkrankheiten sind beseitigt, der Betrieb hat sich eingespielt, und neue Essensgewohnheiten haben sich herausgebildet. Der Architekt, Prof. Henn, sagte bei der Einweihung: »Bauen ist immer ein Wagnis. Man kann keine Nullserie auflegen wie z. B. beim Autobau.« Sehen

nen lassen nicht leicht eine menschliche Atmosphäre aufkommen. Früher sagten alle einen kurzen Gruß, wenn sie sich irgendwo mit an einen Tisch setzten. Diese kleine Freundlichkeit ist fast vollständig verlorengegangen; die Atmosphäre scheint nicht mehr dazu angetan. Fast aussichtslos ist es, im großen Saal einen Bekannten zu fin-



den. Täglich kann man Freunde beobachten, die lange dicht nebeneinander sitzen und sich endlich erfreut bemerken. Man kommt sich hilflos vor in dieser kleinen Unendlichkeit. Es ist nur noch Masse. Die Architektur tut nichts, um uns diesen nun einmal notwendigerweise so großen Raum angenehm und menschlich zu machen. Es gibt keine Orientierungspunkte, nur riesige Flächen. Der große Speisesaal ist nur ein Raum für die »Technik des Essensvorganges«.

Zum Essen selbst. Von den vielgepriesenen neuen Maschinen spürt man keinen Vorteil. Die Kartoffeln sind zermust wie eh und je und zuweilen nicht einmal gar. Das Fleisch besteht weiter in erster Linie aus Fett und Semmelmehl. Nur die Gemüseauswahl erscheint reichhaltiger. Die Suppe ist vor allem heiß! Die neuen weißen Kunststoffschalen sind schöner als befürchtet, aber das Essen wird viel zu schnell kalt darin. Vergeblich sucht man nach dem zweiten Stammessen! Der Geschäftsführer des Studentenwerkes hatte für die neue Mensa wieder den Eintopf versprochen, der seinerzeit wegen Raumangel nicht mehr gekocht werden konnte. In anderen Mensen essen z. T. ein Drittel der Stammmesser solchen preiswer-

ten zweiten Stamm. Sollte es nicht möglich sein, das alte Versprechen doch noch einzulösen? Vermutlich würde der billige Eintopf sogar dann allgemein begrüßt, wenn dafür das andere Stammessen ohne die dürftige Suppe gereicht würde. Ein großes Geschenk für die Studenten ist die Milchbar; etwas vollkommen Neues in Braunschweig. Sie ist sehr beliebt, und daher mit ihren 80 Plätzen längst nicht groß genug. Der Architekt hat das wohl geahnt, oder was soll die große Spiegelwand? Die Einrichtung ist schmucklos, haltbar, aber zweckmäßig. Als Wandschmuck dienen nach Studentenart Plakate, eine Auswahl mittelmäßiger Werbung der Bundesbahn: »Schneller zum Ziel!« Ein Vorschlag zur Milchbar: Wie wäre es, wenn man auch etwas Gebäck verkaufen könnte und eine leistungsfähigere Kaffeemaschine installierte? Mittags als Rauchsalon, abends als Restaurant dient die Klausur. Der Raum ist nicht zu groß bemessen und recht gemütlich eingerichtet. Dennoch wirkt er am Tage z. T. wegen vollkommen unzureichender Lüftung wie ein verräucherter Wartesaal. Hier und in der Milchbar ist Raum für etwas Gemütlichkeit, zum Ausspannen und zum Plaudern; es wird sehr rege davon Gebrauch gemacht.

Wenden wir uns nun kurz zu dem anderen Teil der Mensa, der durch den Süd-Eingang zugänglich ist, für Benutzer mit dickerer Geldbörse. Der à-la-carte-Saal wird sehr stark besucht, vor allem auch von unseren ausländischen Kommilitonen. Die Atmosphäre hier ist freundlicher als im großen Saal, aber die dunkle Bühne und die Klinkerwand sind ein wenig erdrückend. Der abstrakte Wandteppich auf der großen dunklen Fläche wirkt völlig verloren und machtlos dagegen. Der schönste Raum ist das Dozenten- oder Gästezimmer.

Eine freundliche, helle, ja vornehme Atmosphäre herrscht hier. Aber für Studenten ist es nicht gedacht. Der Raum fällt etwas aus dem Rahmen. So viel zum normalen Tagesbetrieb. Zahlreiche Feste haben die Mensa bereits mit fröhlichen Klängen und heiterem Trubel erfüllt. Wie eignet sich das Gebäude zum Feiern? Das große Raumangebot ist herrlich. Viele und verschieden große Räume mit Theken stehen zur Verfügung. Es ist ideal! Leider aber befriedigen die Räume selbst nur halb. Im großen Saal und im à la carte ist die Beleuchtung fast festfeindlich. Bei aller Ballpracht fühlt man sich hier in einer großen Halle und kaum wie in einem Festsaal. Man kann die »Maschine« nicht vergessen. Merkwürdigerweise scheint sich der Fahrradkeller besser zum Feiern zu eignen. Die Mensa ist uns alltäglich geworden. Viele kleine und größere Fehler fallen kaum noch ins Gewicht. Es erübrigt sich daher, auch über die vielen unsauberen Details zu sprechen. Die einzelnen Fehler sind fast unerheblich. Aber ich finde es sehr bedauerlich, daß eine große Chance vertan ist. Eine Mensa sollte ein Ort schöpferischer Pause sein, ein Zentrum studentischen Lebens, ein Ort für Feste und Gemütlichkeit gleichermaßen wie für preiswertes Essen! Diese »modernste Mensa Europas« hat zwar eine moderne Küche, aber sonst läßt sie viele Wünsche offen. Gerade eine Technische Hochschule sollte zeigen, wozu gute Architektur fähig ist. Welche Möglichkeiten es gibt, in hohem Maße zweckmäßig und wirtschaftlich zu sein und doch Räume zu gestalten, die - vielleicht unmerklich - unser Leben beeinflussen mit Harmonie und Schönheit.

Egbert Martins





# Der AStA TH

An dieser Stelle sollen keine neuen Argumente für die Notwendigkeit einer Hochschulreform gebracht, sondern ein Vorschlag zur Diskussion gestellt werden, der in den meisten Reformvorschlägen enthalten ist. Seine schrittweise Verwirklichung an unserer Hochschule erscheint durchaus möglich und würde vielen Studenten der ersten Semester wesentliche Erleichterungen im Studium bringen.

Es soll die Einrichtung von freiwilligen Arbeitsgruppen mit gleicher Fachrichtung für die ersten Semester angeregt werden. Diese Gruppen sollten etwa 10 bis 15 Teilnehmer umfassen und in ihrer Arbeit durch Studenten höherer Semester (Hilfsassistenten, Tutoren o. ä.), die für ihre Tätigkeit eine Entschädigung erhalten, unterstützt werden. Diese Arbeitsgruppen wären für den Studenten eine zentrale Möglichkeit, das Studium in gegenseitiger Unterstützung und Kritik selbst zu gestalten. Die Arbeitsgruppe ist damit Studienveranstaltung und Studiensebsthilfe zugleich.

Diese Intensivierung des Studienganges stellt, wie vielleicht viele befürchten, keine Einschränkung der oft falsch verstandenen »akademischen Freiheit« dar. Diese Freiheit wird doch erst dann sinnvoll, wenn der Student auch fähig ist, sein wissenschaftliches Handwerkszeug für praktische wissenschaftliche Arbeit zu benutzen. Jede Anleitung kann ihn also nur früher befähigen, wissenschaftlich wirklich frei zu arbeiten.

Die zu erwartenden räumlichen und finanziellen Schwierigkeiten sollten jedoch nicht von einer Diskussion der Vorschläge abhalten. Es müßte auch möglich sein, einige Gruppen versuchsweise einzurichten, da sich in der Nähe der Hochschule sicher einige geeignete Räumlichkeiten finden lassen. Auf die Bedeutung dieser Gruppen für unsere ausländischen Kommilitonen muß wohl nicht erst hingewiesen werden.

Als Diskussionsgrundlage seien die »Empfehlungen des Wissenschaftsrates für den Ausbau wissenschaftlicher Hochschulen«, das Neugründungsgutachten des Verbandes Deutscher Studentenschaften, VDS, sowie sicherlich zu erwartende Vorschläge aus der Studentenschaft unserer Hochschule genannt.

Hans Brümmer

# Der AStA HFBK

Viele ehemalige Studierende an der Werkkunstschule können mit dem Beginn des Sommersemesters 1963 ihre Ausbildung mit dem Studium an der neuen Staatlichen Hochschule für Bildende Künste, Braunschweig, fortsetzen. Damit geht für viele ein langgehegter Wunsch in Erfüllung. Er bringt aber auch eine große Unruhe mit sich, und zeitweise überschattete diese Unruhe und Ungewißheit sogar die Freude über die neuen Möglichkeiten. Das war deutlich in der letzten Vollversammlung zu spüren. Der AStA sah sich in dieser Vollversammlung, wie auch in vielen persönlichen Gesprächen, einer fast allgemeinen Unsicherheit gegenüber. Die Ratlosigkeit war besonders spürbar, wenn es um die Fragen des Studentenwerks und des Honnefer-Modells ging. Und vielleicht ist es gut, an dieser Stelle noch einmal zu wiederholen, daß der AStA gerade diesen Fragen in den letzten Wochen und Monaten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Mit allen Stellen und Behörden, die für die Studienförderung zuständig sind, wurden Vorbesprechungen geführt. Die Vorbereitungen wurden vom AStA der WKS getroffen. Der AStA der SHfBK muß nun dieses Problem wieder aufgreifen und lösen.

In der Zwischenzeit wird die Arbeit kommissarisch weitergeführt. Erst nach Vollversammlung der Studentenschaft der neuen Hochschule, der Erklärung ihrer Satzung, kann dieser neue AStA gewählt werden. Seine Aufgabe wird es sein, die Vorbereitungen im Sinne der Studentenschaft zum Abschluß zu bringen. Er muß sich dabei - vom Vertrauen der Studentenschaft gewählt - vor allem in der ersten Zeit auf das Vertrauen aller verlassen müssen. Denn die Verhandlungen werden nicht in wenigen Tagen positiv beendet werden können. Die große Umstellung in Studienplan, Arbeitsweise und auch in der Studentischen Selbstverwaltung ist eine Ausnahme-Situation, die nur durch eine tatkräftige und positiv konstruktive Mitarbeit gelöst werden kann. Darüber hinaus sollte sich jeder Student bewußt sein, daß er den AStA und seine gewählten Vertreter mit einer Verantwortung ausstattet und belastet, die weit über das hinaus geht, was dem bisherigen AStA aufgegeben war.

Thomas Teschemacher

# Der AStA PH

Nach bisher zur Verfügung stehenden Zahlen über die Neuanfänger an unserer Hochschule wird im Sommersemester 1963 die Zahl der Studierenden auf über 1000 ansteigen. Dies ist eine erfreuliche Feststellung. Denn durch die Erhöhung der Studentenzahlen würde wenigstens in nächster Zukunft der ungeheure Lehrermangel in Niedersachsen abgemildert werden können. Nach den statistischen Angaben des »Ettlinger Kreises«, der sich mit dem Problem des Lehrermangels in der Bundesrepublik befaßt, ergibt sich, daß bereits 1960 in Niedersachsen etwa 3100 Lehrer zu wenig im Amt waren. Dabei liegt zugrunde: 1 Lehrer pro Klasse und durchschnittliche Klassenfrequenz 30 Schüler. Die Zahl der fehlenden Lehrer wird sich nach oben angeführten Statistiken 1970 auf etwa 7650 belaufen.

Betrachtet man aus dieser Sicht die wachsende Zahl der Studenten, so kann man wohl zufrieden sein. Aber es gibt da noch eine andere Seite, die wir als Studenten über der Freude nicht vergessen dürfen. Diese Seite betrifft die Hochschule und das Studium. Hier ergibt sich ein großes Fragezeichen. Wie kann unsere Hochschule in bezug auf ihre räumliche Kapazität, wie können unsere Professoren und Dozenten die Steigerung der Studentenzahl auf über 1000 (bisher etwa 900) verkraften? Und wie wirkt sich dieses neue Faktum auf das Studium selbst aus?

In der gegenwärtigen Situation kann auch nicht gerade von Raumüberschuß gesprochen werden. Ich verweise dabei nur auf die überfüllten Hörsäle bei den Vorlesungen.

Eine andere äußerst wichtige Frage ist die Doppelbesetzung der Lehrstühle. Schon seit zwei Semestern findet man im Vorlesungsverzeichnis für einige Fächer das wohl allen bekannte NN. Wie sollen die Studenten, deren Zahl nun noch wachsen wird, ordentlich studieren, wenn nicht die Zahl der Dozenten der der Studenten adäquat gehalten wird.

Aus der zu erwartenden Situation muß sich schon jetzt eine tiefgreifende und wohlüberlegte Planung ergeben. Man sollte eben nicht solange damit warten, bis man in den Schwierigkeiten völlig versinkt.

Karl-Heinz Sander



# Hen aus

Am 6. März gaben die »Hen House Jazzmen«, eine seit Jahren bekannte und beliebte Braunschweiger Oldtime-Jazzband, ihr letztes Konzert. Der Grund: der Posaunist der Band verläßt Braunschweig, um in Marburg zu studieren. In Braunschweig aber einen anderen Posaunisten zu finden, ist nicht möglich. Das ist sehr traurig, andererseits leider auch bezeichnend. Zu kultureller Produktion kann man die Jugend in Braunschweig nur sehr schwer begeistern.

Dieser betrüblichen Erscheinung fällt auch »omnibus« zum Opfer. Es ist trotz vollständiger Neugestaltung, trotz Erweiterung des Verbreitungsgebietes, trotz Handzettellaktionen und trotz aller anderen Bemühungen der alten Redaktion nicht gelungen, unter über 6500 Studenten auch nur einen einzigen neuen Mitarbeiter zu finden. Da fast alle alten Mitarbeiter, die unter teilweise erheblichen Opfern an Studienzeit für »omnibus« gearbeitet haben, endlich zugunsten ihres Studiums die Redaktion verlassen müssen, ist die vorliegende Ausgabe »omnibus« die letzte.

Braunschweigs Studenten werden damit endlich die Zeitschrift haben, die sie zu verdienen scheinen, nämlich keine.

# Sport

Sport ist nicht immer völkerverbindend. Die letzte Weltmeisterschaft im Eishockey hat das nur zu deutlich gezeigt, als sich die Politiker einmischten: »Wir erwarten, daß die deutschen Sportler sich für ihre staatsbürgerlichen Pflichten entscheiden.« Wie schizophren denken eigentlich Politiker, die von Sportlern in letzter Minute solchen Unsinn fordern? Es ist Aufgabe der Politiker, unsere Forderung auf Wiedervereinigung eindeutig zu vertreten; der Sport ist dazu nicht in der Lage. Ist eine Teilnahme an einer Weltmeisterschaft, bei der nur Ländermannschaften spielen, nicht bereits eine Anerkennung der »Zwei-Staaten-Theorie«, wenn eine mitteldeutsche und eine westdeutsche Mannschaft antreten? Wie sollen Ausländer dabei erkennen, daß es nur ein Deutsch-

land gebe? Ein bißchen Zeremoniell oder gar Protest helfen nur dem, der glaubt: wenn unsere Mannschaft siegt, gibt's nur ein Deutschland. Wir müssen uns Mannschaften leisten können, die verlieren können, ohne daß dadurch die gesamtdeutschen Probleme vermehrt werden.

Aber dies war nur eine Seite. »Im deutschen Lager hat man Grund zur Zufriedenheit.« Solche und ähnliche Äußerungen hörte man während der Reportage im Radio. Dies Spiel hat es deutlich gemacht: wir sind die Deutschen, jene aber sind böse Kommunisten. Natürlich war der Sprecher mitgerissen vom Spielgeschehen, doch gerade das zeigt, daß wir erst nachdenken müssen, um zu erkennen, daß auch hinter der Mauer Deutsche wohnen; in unserem Unterbewußtsein sind unsere Landsleute schon keine Deutschen mehr.

Die westdeutsche Schadenfreude darüber, daß Pankows Sportfunktionäre durch das Mißachten der bundesdeutschen Flagge die Zwei-Staaten-Theorie torpediert haben, kann unsere eigenen Schnitzer nicht ungeschehen machen.

# Verhaftet

In einer Pressekonferenz protestierte die Iranische Studentenvereinigung der TH Braunschweig gegen die willkürliche Verhaftung von 2000 Studenten und Professoren der Universität Teheran, die am Referendum vom 26. Januar 1963 Kritik geübt hatten. Besonders heftig wandten sich die persischen Studenten dagegen, die Verhafteten vor ein Militärgericht zu stellen. Die Studenten forderten die sofortige Freilassung der Studenten und Professoren und riefen die Öffentlichkeit auf, diesen Appell zu unterstützen.

# Gespräche

Der Landesverband Niedersachsen des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) hat jetzt beschlossen, mit den niedersächsischen Pädagogikstudenten über verschiedene gemeinsame Fragen Gespräche zu führen. Diese Entwicklung ist erfreulich, da Niedersachsens VDS-Vertreter noch vor einem Jahr eine Zusammenarbeit ablehnten.

# Abhängig

In unserer oligopolen Industriegesellschaft wird der Student nach Abschluß seines Studiums zum abhängig Arbeitenden, ungeachtet aller gegen- teiligen Phrasen wie »künftige Führungskraft«. Daher ist auch für den Studenten eine Analyse derjenigen Mächte nützlich, die tatsächlich eine Verfügungsgewalt über die abhängig Arbeitenden besitzen. Der SDS bemüht sich indessen nicht nur um eine Analyse: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt darauf an, sie zu verändern« (Marx). Die Bewußtseinsbildung durch die Analyse verpflichtet den SDS somit zu einem »Sündenfall ins Konkrete« (Max Weber), der auf eine möglichst weitreichende Mitbestimmung jedes einzelnen Bundesbürgers (Student, Staatsbürger, Konsument usw., je nach Funktion) abzielt.

Ganz allgemein wollen wir Tatsachenerkenntnisse nicht einem emotionalen Anti- oder Pro-Kommunismus opfern, noch auch die aus ihnen erwachsenden geistigen Initiativen zugunsten einer militärfördernden oder sonstigen Ideologie lähmen. Vielmehr bemühen wir uns, selbständig zu denken, auch und gerade politisch.

Der Grundsatz derer, die an Kafkas Chinesischer Mauer bauen: »Suche mit allen deinen Kräften die Anordnungen der Führerschaft zu verstehen, aber nur bis zu einer bestimmten Grenze, dann höre mit dem Nachdenken auf!« kann für unser tägliches politisches Leben kein brauchbares Konzept sein.

Wolfram Thunack, SDS

# Wir danken

Seit Ende März dieses Jahres steht in unserer neuen Mensa ein großer Zeitungsständer, der mit seinen 14 Fächern unseren Vorstellungen entspricht.

Wir freuen uns, daß wir nun eine gute Verkaufsmöglichkeit in der Mensa haben und danken dem Architekten Prof. Dr.-Ing. W. Henn für die Bereitstellung dieses Ständers. Sehr gefreut haben wir uns auch vor allem darüber, daß wir vorher dazu unsere Meinung äußern konnten.



**Hat jeder eine Chance?**

**Studentenwerk**

**Studenten für Studenten**

**Politisches Interesse**

**Finanziell durchaus sehr gesund...**

**omnibus Gespräch**

**Politische Bildung**

**Kultur im Auditorium maximum**

**Eine Sammlung**

**1964 über 50 000 Studenten zuviel**

**Förderung in Ost und West**

**...endlich seine neue Mensa**

omnibus, Studentenzeitschrift, herausgegeben an der  
Technischen Hochschule, der Pädagogischen Hochschule  
und der Hochschule für Bildende Künste  
von der publizistischen Arbeitsgemeinschaft  
omnibus, 33 Braunschweig, Giesmaroder Straße 7  
Schutzgebühr DM 0,50, Studenten DM 0,30

Chefredakteur Werner Steffens

Redaktion Carl-Peter Greis, Volker Petschick, Wolfram Schäumann  
Buchredaktion Walter Jacobs

Geschäftsführung Heinz Herzig, Postscheck Hannover 122 70

Gültige Anzeigenpreisliste Nummer 6

Voll gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die  
Meinung der Redaktion wieder.

Die auf Seite 5 gedruckte Rede wurde mit Genehmigung  
des Verfassers gekürzt.

Graphik Udo Ziśowsky, Mitarbeit Hans Vocke, HFBK

Technische Herstellung ACO DRUCK GMBH, Braunschweig

Umschlagdruck Borek, Braunschweig

Schriften Helvetica der D. Stempel AG, Frankfurt am Main

Bitte beachten Sie die Beilage der Firma C. J. Lamy



omnibus 8 1963

Reg - 186 (1963, 8)





Verfassungsschutz





Auch Dozenten telefonieren. Auch Studenten erhalten Briefe. Dozenten lehren. Sie brauchen Informationen. Studenten lernen. Sie brauchen Informationen. Dozenten informieren sich heutzutage gern empirisch. Anschauen, erfahren, dann bekennen. Studenten informieren sich am liebsten aus Sekundärliteratur, aber das sollen sie nicht. Andere Studenten sind von den Vorzügen des »freien« Provisoriums gegenüber dem unfreien überzeugt, aber sie nehmen die Möglichkeit wahr, die Unfreiheit kennenzulernen.

## Briefe aus Sachsen

Der wissenschaftliche Assistent X<sup>1</sup> informiert sich unter anderem im Gespräch mit Kollegen. Er hat auch einen befreundeten Kollegen in Sachsen. Dieser schickt ihm regelmäßig Fachliteratur. Natürlich auch persönliche Briefe. Aber das macht für den Zoll keinen Unterschied. Die Briefe werden geöffnet. Manchmal erreichen sie dann doch noch den Empfänger, manchmal sind aus Zeitschriften oder Büchern ganze Seiten herausgeschnitten. Diese Seiten sind dann »staatsgefährdend«. Oft gefährdet auch die ganze Sendung den Staat. Dann muß der Assistent X beim Staatsanwalt versuchen, seine Korrespondenzen zu bekommen. Es kommt auch vor, daß der Staatsanwalt von sich aus seine »Nachrichtenzentrale« beauftragt, beim Assistent X eine »Anhörung vorzunehmen«.

Fazit: Viele Brücken zu den Siebzehnmillionenbrüder- und -schwestern sind durch ein barbarisches Bauwerk abgebrochen worden. Versucht jedoch vom Westen aus jemand, die letzten Brücken zu erhalten oder neue zu schlagen, wird er wohl oder übel polizeinotorisch. Den »Dienst, den man damit der freiheitlichen Demokratie erweist«, wollen wir dabei als Argument nicht noch einmal strapazieren.

**Übrigens greifen der Assistent X und sein Kollege von »drüben« jetzt zu einem kleinen Trick, um ihre Korrespondenz doch noch unbehelligt durch den freiheitlich-bundesrepublikanischen Zoll zu bringen. Herr X verriet uns diesen Trick. Aber wir denken nicht daran, ihn weiterzusagen.**

## Dach über dem Kopf

Die Studentin Y hatte eine wissenschaftliche Arbeit zum Thema: »Der polytechnische Unterricht in der Sowjetzone« zu schreiben. Sie wollte sich nicht nur auf Sekundärliteratur stützen. Auf die Empfehlung eines ihrer Dozenten hin wandte sie sich an den Leiter der Pädagogischen Zentrale in Ostberlin, mit der Bitte, um Zusendung von Informationsmaterial und wissenschaftlichen Unterlagen zu diesem Thema. Sie hatte also den naheliegenden Gedanken: zum Thema »Sowjetzone« informiere Dich in der Sowjetzone. Einem freiheitlich-demokratischen Staatsschützer mußte dieser Gedanke zwangsläufig absurd erscheinen. Als Fräulein Y von einer Reise nach Hamburg zurückgekehrt war - sie hatte sich dort in der Universitätsbibliothek für besagte Arbeit Unterlagen beschafft - hatte die Kriminalpolizei schon dreimal bei ihr vorgesprochen. Folgt ein Verhör von der Art, daß die Studentin erst nach einer halben Stunde überhaupt erfährt, weshalb sie sich bei der Kripo befindet.

Fazit: Schreibt man eine Arbeit über den Osten, so sollte man sich schon um des vielzitierten »Daches über dem Kopf« im Westen informieren. Keine Wirtin hat es bei der momentanen Zimmerknappheit nötig, einen Studenten zu beherbergen, bei dem die staatlichen Exekutivorgane aus- und eingehen.

## Amtshilfe

TH-Student Z fuhr im letzten Jahr zu einem Verwandtenbesuch nach Mitteldeutschland. Nolens volens folgte er dort einer Einladung zu einer sogenannten »Bevölkerungsversammlung«. Man verwickelte ihn in eine Diskussion. Es ging um die Rolle der Arbeiterklasse bei Hitlers Machtübernahme. Später hörte Herr Z im Deutschlandsender von einer Broschüre zu diesem Thema. Er bat den ostzonalen Verlag um Übersendung dieser Schrift. Sie kam nie bei ihm an. Z befragte den zuständigen Staatsanwalt. Dieser wollte sich um den Fall kümmern. Dann kam die

Kripo. Dann kam eine »Anhörung«: Welche Beziehungen haben Sie zum Absender? Legen Sie noch Wert auf die Broschüre? Die Broschüre war inzwischen vom Oberlandesgericht Lüneburg als staatsgefährdend erkannt worden, der Nachrichtenpolizist mußte also wissen, daß es wenig Zweck haben würde, noch Wert auf die Schrift zu legen.

**Später hielt Korvettenkapitän Ruschmeier, ein Dezernent in der »Psychologischen Verteidigung« der Bundeswehr, einen Vortrag in einem Studentenwohnheim in Braunschweig. Das Thema: »Propaganda und Gegenpropaganda«. Ruschmeier sagte zu Z: »Solche Broschüren können Sie säckeweise von uns haben.« Ein Adjutant schickte dem Studenten später die Schrift zu, die ihm der Staatsanwalt nicht hatte aushändigen wollen. Z teilte das dem Staatsanwalt mit. Das hätte er nicht tun sollen. Der nächste Polizist, der zu ihm kam, nahm keine »Anhörung« mehr vor, er verhörte. In einem Gespräch wurde sogar erwähnt, daß zur Sicherstellung der indizierten Broschüre der Gerichtsvollzieher, notfalls die Bundeswehr um Amtshilfe ersucht werden müßten. Z wohnt in einem Braunschweiger Studentenheim. Man stelle sich vor, eine Hundertschaft Panzerpioniere würde das Heim umstellen! Der Student Z hat jetzt die Broschüre der Bundeswehr gegen Quittung wieder zurückgegeben. Er besteht jedoch nach wie vor auf Belassung der ersten Broschüre (aus Mitteldeutschland).**

Daß die Schrift nicht uninteressant zu lesen sein dürfte, beweisen erstens ein Aufsatz in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 31. 8. 63: »Medizin in der Zone« und zweitens ein im »Neues Deutschland« veröffentlichtes Jugendkommuniqué. Beide Veröffentlichungen weisen auf besagte Broschüre hin.

Im Grundgesetz ist allen Bürgern der Bundesrepublik Deutschland das Recht auf freie Meinungsäußerung, auf Meinungsbildung und Information zugesichert; die Unverletzlichkeit des Postgeheimnisses ist auch gesetzlich verankert. Auch Dozenten telefonieren. Auch Studenten erhalten Briefe.

Wolfram G. Schaumann

<sup>1</sup> Die genannten Personen existieren. Aber der omnibus hält es unter den gegebenen Umständen nicht für opportun, deren Namen zu veröffentlichen.



Student sein - das heißt heute: eine Chance auf Macht haben.

Das Ausbildungswesen nimmt in der industriellen Gesellschaft immer mehr die Funktion einer Ausleseinstitution für die höchsten Kommandostellen an. Zwar ist es noch nicht die bedeutendste Institution sozialer Differenzierung und die Schlüsselfunktion für die Machtverteilung geworden, wie manche Soziologen meinen: der Student, der die höchste Stufe unseres Bildungswesens erklimmen hat, mußte noch andere Kriterien bestehen als die Auswahlkriterien der Schule, die guten Zensuren. Je mehr jedoch die auf Eigentum beruhende Macht an Bedeutung abnimmt und die durch Aufstieg in den bürokratischen Apparaten beruhende Chance zur gesellschaftlichen Machtausübung zunimmt, desto mehr wird auch die Bedeutung des öffentlichen Bildungswesens als Ausleseinstitution zunehmen: Um so größer wird die potentielle gesellschaftliche und politische Macht des Studenten. Die moderne Demokratie ist Parteiendemokratie. Herrschaft des Volkes wird praktikabel durch Vermittlung der Parteien. Sie artikulieren den Willen des Volkes, indem sie organisierte, unorganisierte und institutionalisierte Interessen zu einer politischen Gesamtkonzeption integrieren. Sie realisieren »Willen des Volkes«, indem ihr Programm vom Bürger »gewählt« wird.

Dabei wächst ihnen innerhalb der verfassungsmäßigen Machtverteilung und sie oft überbrückend eine große Macht zu: sie wählen zunächst die Kandidaten für Legislative, Exekutive und teilweise sogar für die Jurisdiktion auf allen staatlichen Ebenen aus. Sie durchdringen Schlüsselpositionen gesellschaftlicher Macht in Verbänden und Institutionen. Sie bestimmen oft, was aus der Mannigfaltigkeit der politischen Probleme in der öffentlichen Diskussion akzentuiert und aktualisiert wird. Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens bedeutet vor allem Demokratisierung der Parteien. Die industrielle Gesellschaft läßt zwei alternative Entwicklungen zu: Die Tendenz zu einer tiefer gehenden, radikalen Demokratisierung aller unserer zwischenmenschlichen Verhältnisse, die von sich selbst bewußten, mündigen Menschen gesteuert werden - oder die Tendenz zu einer brutalen Herrschaft in der Form einer hochbürokratisierten, totalen und zentral gesteuerten Technokratie der maschinellen und bürokratischen Apparaturen.

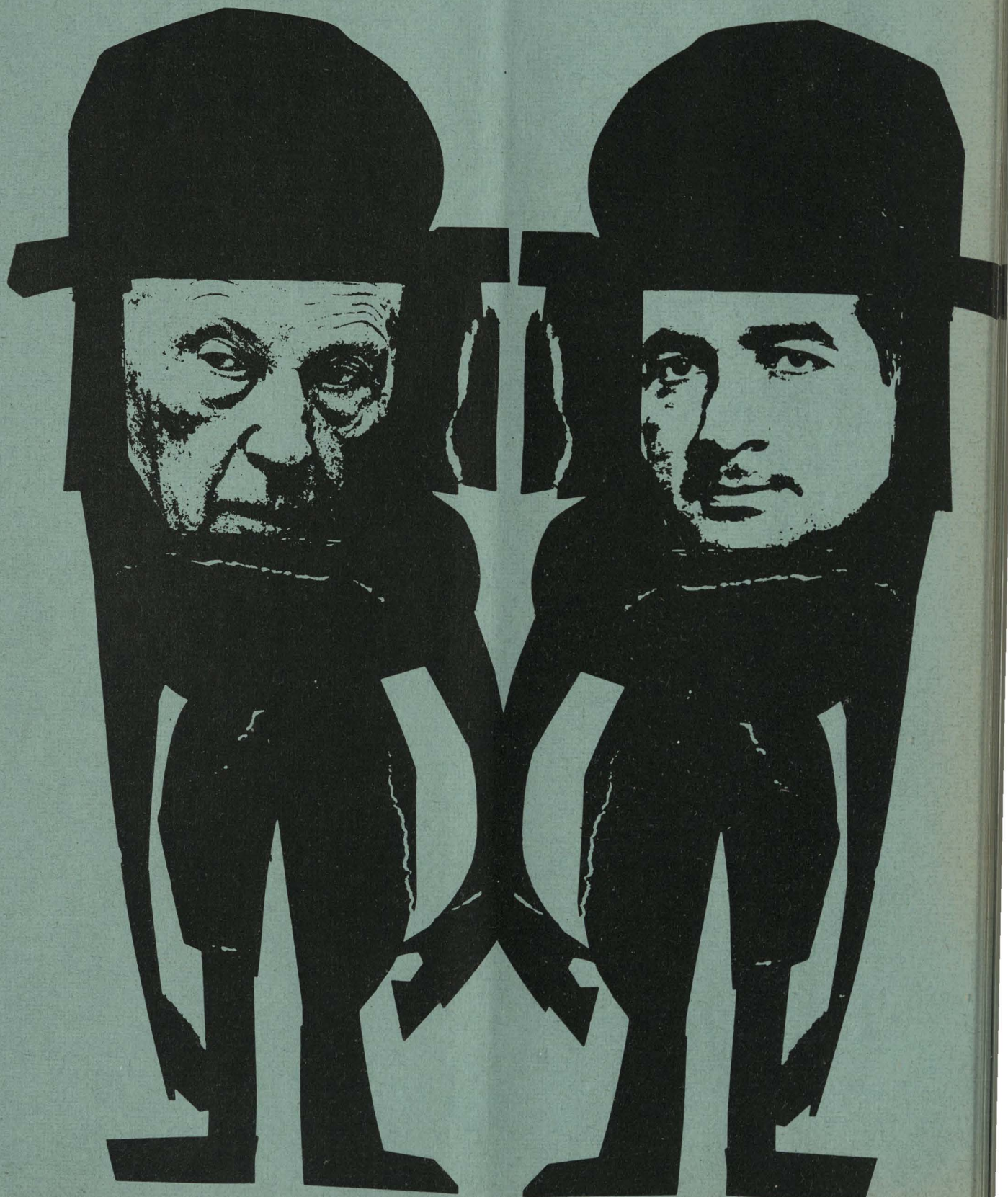
Demokratie oder Totalitarismus (gleichgültig welcher Farbe) - das ist bei enger Verzahnung von Gesellschaft und Staat im Laufe der Industrialisierung nicht mehr allein eine Frage der Politik im engeren Sinne.

Wenn der Student Kommandostellen in unserer Gesellschaft einnehmen wird und die Demokratisierung dieser Gesellschaft vor allem durch die Demokratisierung der Parteien - verzahnt mit einer Demokratisierung der Verbände, Betriebe, Institutionen, auch des Wissenschaftsbetriebes - möglich wird, dann muß die Demokratie vom Studenten Kenntnis des demokratischen Prozesses und Engagement für die beteiligten Kräfte - vor allem für die Parteien verlangen.

Befragungen kurz nach der Immatrikulation haben gezeigt, daß zwar ca. 70 Prozent eine gewisse Kenntnis des Organisationsteils der

# Mitverantwortlich

## Ein Beitrag zum Thema Studenten und Parteien





César Vallejo wurde — mutmaßlich 1892 — in Peru geboren. Er studierte in Lima Literatur und Jurisprudenz. 1923 emigrierte er nach Paris. 1928 und 1929 besuchte er die Sowjetunion. Die Jahre 1929 bis zum faschistischen Aufstand 1936 verbrachte Vallejo in Madrid und kehrte dann nach Paris zurück. 1938 wurde er ins Krankenhaus eingeliefert. Die Krankheiten, an denen er litt, waren der Medizin unbekannt. Die eine hieß Spanien, die andere war der Hunger. Am Karfreitag 1938 ist Vallejo Hungers gestorben. Erst nach dem zweiten Weltkrieg, nach zehnjähriger Vergessenheit, begann sich sein Ruhm zu verbreiten.

Im Oktober dieses Jahres ist in der Bibliothek Suhrkamp eine zweisprachige Auswahl der Gedichte Vallejos in der Übertragung von Hans Magnus Enzensberger erschienen. Das Gedicht »Agape« erscheint im omnibus als Erstdruck.

# AGAPE

von César Vallejo

Heute hat niemand nach mir gefragt, nichts  
hat man mir abverlangt an diesem Nachmittag.

Keine einzige Friedhofsblume habe ich gesehen  
in diesem heiteren Lichterzug.  
Vergib mir, Herr: wie wenig bin ich gestorben.

An diesem Nachmittag gehen alle, alle vorbei  
und fragen mich nichts, nichts verlangt man mir ab.

Und ich weiß nicht was sie vergaßen und was mir  
arg in den Händen bleibt, wie etwas Fremdes.

Ich bin zur Tür gegangen  
und möchte am liebsten rufen:  
Wenn ihr etwas braucht, hier ist genug!

Denn an all den Nachmittagen dieses Lebens  
werfen sie mir, ich weiß nicht warum, ihre Türen zu vor der  
Nase  
und etwas Fremdartiges fängt sich in meiner Seele.

Heute ist niemand gekommen, und ich bin so wenig  
gestorben an diesem Nachmittag!

Wenn es regnete heute nacht, ich zöge mich  
um tausend Jahre zurück.

Oder vielmehr um hundert.  
Als wäre gar nichts geschehen, gäbe ich vor:  
ich käme erst, ich wäre noch unterwegs.

Ohne Mutter, ohne Geliebte, ohne Geduld,  
mich zu ducken und beharrlich dem Urgrund  
auf den Grund zugehn,  
flickte ich heute nacht den Veden am Zeug,  
strafte Lügen das Veden-Garn  
meines endlichen Endes,  
den Henker-Faden, die Spur an der Nase  
der beiden zeitlichen Klöppel, mißtönend in ein und  
derselben Glocke.

Ob ich mein Leben auf- und abrechne,  
ob ich vorgebe, ich wäre noch nicht geboren:  
es will mir doch nicht gelingen, mich zu befreien.

Nicht kommt heraus, was noch nicht kam, sondern das,  
was geschehen ist, und ist schon vergangen,  
sondern das was geschehen ist, und ist schon vorbei.







Verfassung mitbringen, daß aber kein Abbau von politischen Vorurteilen in der Schule stattgefunden hat und daß sie vor allem fast nichts über politische Willensbildung erfahren haben und einem ausgesprochenen Antiparteien- und Antiorganisationsaffekt zeigen. Diese nahezu totale Unkenntnis und ein fehlgeleitetes Sicherheitsstreben führen zu einer Überschätzung des Risikos der politischen Bindung und halten die Zahl der echt Engagierten niedrig.

Sollte sich ein politisch interessierter Student die Parteien von innen ansehen wollen, so wird er zuerst nur einen zeremonialisierten, unrationellen, ja manchmal auch undemokratischen Betrieb erleben, auch Eitelkeiten und Menschliches, Allzumenschliches. In der Regel bringt er ideale, ja idyllische Vorstellungen von Demokratie mit, die in öffentlichen Kongressen, durch Wahlwerbung und Propaganda scheinbar bestätigt, aber am Orte der Willensbildung nicht realisiert werden können. Schockiert flüchtet er in die Resignation, - wie viele vor und sicher auch noch nach ihm. Eine für die Demokratie gefährliche Situation!

Daß im öffentlichen Leben Deutschlands zwischen Geist und Tat eine tiefe, nur vereinzelt übersprungene Kluft liegt, ist nichts Neues. Für den Bildungsbürger des vorigen Jahrhunderts war die Welt der selbständigen Entscheidung und der daraus folgenden Tat an den Obrigkeitsstaat vergeben. Er flüchtete in den Himmel der geistigen Deduktionen und unverbindlichen idealen Modelle - und nannte es Sachlichkeit. Gustav Radbruch, der große Rechtsphilosoph, hat einmal gesagt, die Überparteilichkeit sei die große Lebenslüge des Obrigkeitsstaates. Obrigkeitsstaatliche Elemente manifestieren sich heute noch in der anscheinend unausrottbaren Überzeugung, daß es auch im politischen Urteil eine über allen Parteien und Interessen stehende »objektive« und »neutrale« Meinung gibt. Der starke Mann in der Politik, der »Staatsmann« im Unterschied zum »Politiker«, der als letzte Instanz objektiv und überparteilich »jedem das Seine« zuteilt, das sind auch weitverbreitete (abgestuft auftretende) Vorstellungen unter Studenten heute. Politische Bildung, wie sie sie in Schule und Hochschule erfahren, hängt sich nur zu oft das Mäntelchen von Schein-»objektivität« um. Wenn zur »Sachlichkeit« im Obrigkeitsstaat im gesellschaftlichen Bereich die Indoktrination von »Ismen« gehörte, die fertige Rezepte zur Verbesserung der Welt lieferten und kleine Zirkel - aber auch entmachtete Parteien (Weltanschauungsparteien) zusammenhielten, so hat diese Scheinobjektivität in der Polemik gegen diese Indoktrination sogar einen richtigen Ansatz. Jedoch stammt ihre Illusion, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf der politischen Interessen und dem Jahrmarkt der Eitelkeiten in der Politik in die Sphäre reiner Sachentscheidungen emporziehen zu können, selbst aus dem Dualismus zwischen Geist und Tat der obrigkeitsstaatlichen Ära. Sachentscheidungen kann man auch mit der Autorität des besseren Wissens verkünden; wenn davon abstrahiert wird, daß Politik fast immer auch - neben allen Sachentscheidungen - Integration unterschiedlicher Interessen und Gegensätze ist, entsteht zugleich ein autoritäres Bildungsklima und dadurch werden Verhaltensweisen eingeübt, die nicht gerade demokratische Tugenden sind. Zudem werden die Parteien oft, weil von ihrer Funktion der Willensbildung und -durchsetzung (dem schmutzigen politischen Geschäft!) abstrahiert wird, noch

# tätig sein



idealtypisch als Weltanschauungs- und Klassenparteien dargestellt, einen Typ, den sie in der pluralistischen Demokratie aus Sachzwang gar nicht mehr erfüllen können.

In unserer politischen Bildung, wie sie der Student erfährt, herrschen vielfach geistige Traditionen und ein Bildungsklima, das prozeßfremd den Antiparteien- und Antiorganisationsaffekt mindestens am Leben erhält - selbst wenn platonisch zum Engagement aufgefordert wird.

Politische Bildung in unserem öffentlichen Bildungswesen und die Praxis der Willensbildung im Vorfeld der Parteien, in den Parteien und in den von ihnen getragenen gesellschaftlichen und staatlichen Organisationen und in Institutionen, sind nicht dazu angetan, die Kluft zwischen Student und Parteien zu verringern. Fehler einer Partei diskreditieren dabei oft die Parteien allgemein. Die Demokratisierung bedürfte einer politischen Bildung, die besser über den realen Prozeß der politischen Willensbildung informiert und stärker ihr Interesse an diesem Prozeß bekennt. Sie bedürfte Parteien, die bei aller täglichen Verantwortung und bei allen Notwendigkeiten zur Tat mehr geistigen Spielraum gewähren.

Was im Einzelnen zu tun ist, kann nur angedeutet werden. Es ist aus der Perspektive der Parteien gesehen - als Unterstützung der Bemühungen im Bildungswesen.

1. Die Politiker müssen sich immer ihrer Aufgabe als Pädagogen bewußt sein - wie umgekehrt die Pädagogen ihrer Aufgabe als Politiker.

2. Demokratisierung der Schule und Hochschule erfordert gesellschaftsbezogene Bildungsvorstellungen, weitere Ausdehnung der Bildungsbemühungen und Demokratisierung des Bildungsbetriebes. Bildungspolitik als eine der wichtigsten und dringendsten Gemeinschaftsaufgaben steht noch nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit unserer Öffentlichkeit.

3. Schule und Hochschule müssen besser mit den allgemeinen und verbandlich gebundenen Bildungsträgern zusammenarbeiten, weil sie einen vielfältigeren Zugang und reichere Erfahrung mit den verantwortlichen Kräften unserer Gesellschaft haben als die Bildungs-»Elfenbeintürme«.

4. Die politischen Studentenverbände haben im Raume der Höheren Schulen und der Hochschule die gemeinsame Aufgabe, die Brücke zwischen abstrahierender Wissenschaft und praktischer Politik herzustellen. Dazu dürfen sie nicht selbst im eigenen Saft schmoren und sich auf Mitgliederwerbung und Mitgliederbildung beschränken. Sie sollten im Bildungsraum positiv-kritisch die ihnen nahestehenden Parteien in ihrer realen Arbeit darstellen und in gleicher Weise positiv-kritisch aus dem Raum der Wissenschaft in die Parteien hineinwirken.

Das heute die politischen Studentenverbände nur eine verschwindende Minderheit der Studenten erfassen, ist ein Barometer für die Kluft zwischen Student und Parteien. Im Interesse der Demokratie bleiben Parteien und Studenten aufgefordert, die Kluft zuzuschütten. Franklin Schultheiß



# Noch 199 Tage

Die letzte Weihnachtsausgabe einer etwas satirischen Zeitschrift erschien unter dem Titel »Noch 110 Tage bis Ostern«.

Man hatte dort in der Redaktion wohl das berechnete Gefühl, mit den Vorbereitungen auf große Feste nie früh genug begonnen zu haben. Da man dies erst erkannte, als das Weihnachtsfest 1962 bereits vor der Tür stand, stürzte man sich nun wenigstens rechtzeitig mit Verve auf die Vorbereitung des Osterfestes.

Weihnachten und Ostern und Pfingsten sind die Feste, die die große Christenheit bewegen und zusammenhalten von Hollywood bis Rourkela und von Kap Horn bis zur Nowaja Semlja. Welches aber ist das Fest, das uns Deutsche zusammenhält von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt oder besser von Mallorca bis Helsinki, von Cherbourg bis Helmstedt? Richtig, der 17. Juni.

Und wenn Sie nun rechnen, werden Sie feststellen, daß uns noch 199 Tage von diesem Datum trennen, und ich denke, dieser Abstand sollte reichen, uns etwas einfallen zu lassen, diesen Tag würdig zu begehen, und dieses dann genügend vorzubereiten.

Ich hoffe, mir damit das Verdienst erworben zu haben, ein Verfahren, dessen Urheberschaft leider nicht auf mich zurückgeht, auf die deutsche Frage anwendbar gemacht zu haben.

Kommen wir also bitte gleich zur Sache: Also ich würde sagen, die Jugend unserer Stadt marschiert sternförmig... und dann erhebt sich natürlich die Frage: Wer spricht? Vielleicht zunächst einmal ein Herr vom Dachverband auf Bundesebene, einschließlich West-Berlins, der Verbände zur Erreichung der deutschen Wiedervereinigung mit gewaltlosen Mitteln? Oder besser, eine Dame? Aber warten Sie, was haben wir sonst noch an potentiellen Rednerinnen? Nein, nein, da ist nichts mehr! Da muß halt der Dachverband ran. Schließlich sollen ja unsere Frauen auch angesprochen werden! Nicht wahr? Sie haben doch eine ganze Reihe so leichtzüngiger Damen, Herr Schulz - Meier? Sehen Sie, haha, wäre doch gelacht!

So und dann bitte ein Vertreter der Jugend!

Nein, nein und nochmals nein! Unmöglich, zu

Beginn eine Dame! Die Dame bitte frühstens nach dem Vertreter der Jugend. Am Anfang eine bedeutende Persönlichkeit unserer Stadt, der Oberbürgermeister oder unser Bundestagsabgeordneter . . . . . Nationalhymne (Einigkeit und . . .)

Solcherart schöne Feiern, mit Liebe gekocht und perfekt serviert, erheischen alle Jahre wieder geneigte Aufmerksamkeit und ergriffene Teilnahme. Wir sind selbstverständlich dabei! Aber das Volk, die breite Masse? Die verbringt diesen zusätzlich arbeitsfreien Tag in Wonne, Wald und Wellen, ohne sich um Dinge zu kümmern, die, versteht sich, uns alle angehen. Die Verantwortlichen lassen sich offenbar genug einfallen, um diesen Tag immer wieder zu einer bleibenden Erinnerung zu machen. Woran liegt es also? Es liegt am 17. Juni selbst, der ein ungemein beziehungsreicher Tag ist, erstens, weil er am Ende einer historischen Entwicklung steht, die von Sedans-Tag über Verfassungs-Tag und Führers Geburts-Tag führt, und zweitens, weil er sich im Ablauf von Frühling, Sommer, Herbst und Winter einreicht in eine Anzahl wichtiger anderer Tage, wie Mutter- und Vater-Tag, Tag des deutschen Baumes, der deutschen Milch usw.

Es steht außer Zweifel, daß gerade Sie durch all

**und so er daneben als einer der ersten und  
wohlgemerkt daneben  
wollen wir feiern das geschenkte  
fest es fällt fest  
geschenk der umstände und wir sitzen  
in unseren zimmern  
und wollen uns besinnen und  
nebenan klirrt es  
und wir überlegen uns was es war und  
keiner weiß es  
klirrte und wir sitzen in zimmern  
und wollen anfangen uns zu besinnen und  
einer muß beginnen  
und die uhr schlägt zwölf und  
der tag ist vorbei und wir  
müssen die besinnung  
verschieben und in einem jahr  
ist es wieder soweit und wir werden in  
zimmern sitzen und den tag  
der sogenannten deutschen einheit feiern und  
G Stock**

die Tage, die mit dem Tag der deutschen Einheit in der Horizontalen bzw. Vertikalen verknüpft sind, völlig ungerührt hindurchgehen bzw. hindurchgegangen sind, daß aber alles, was gut in Ihnen ist, aufwallt und überschäumt vor Empörung, Herzeleid und Trauer, wenn es alljährlich in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 12 Uhr geschlagen hat.

Tun Sie mir zwei Dinge zu Gefallen: Erstens nehmen Sie es der Masse nicht übel, daß sie nicht wie Sie denkt und empfindet, denn es ist sehr schwer für ein Volk, wenn ihm bestimmte Sitten und Gebräuche »Tage« zu begehen sozusagen in nationalen Erbanlagen überkommen sind, und das jährlich eine ganze Reihe wichtigster »Tage« über sich ergehen lassen muß, ein Problem wie den Tag der deutschen Einheit zu bewältigen. Und zweitens, sagen Sie mir bitte, warum in der einen Nacht im Jahr so Ungeheures mit Ihnen geschieht? Vermutlich werden Sie mir die Antwort zunächst schuldig bleiben, denn Worte wie »nationales Anliegen« und »unsere Brüder und Schwestern drüben« haben doch nur eine sehr partielle Aussagekraft und die Tatsache, daß vor 10 Jahren Menschen für ihr Selbstbestimmungsrecht auf die Barrikaden gegangen sind, kann bei niemand eine datumsgerechte Erschütterung hervorrufen.

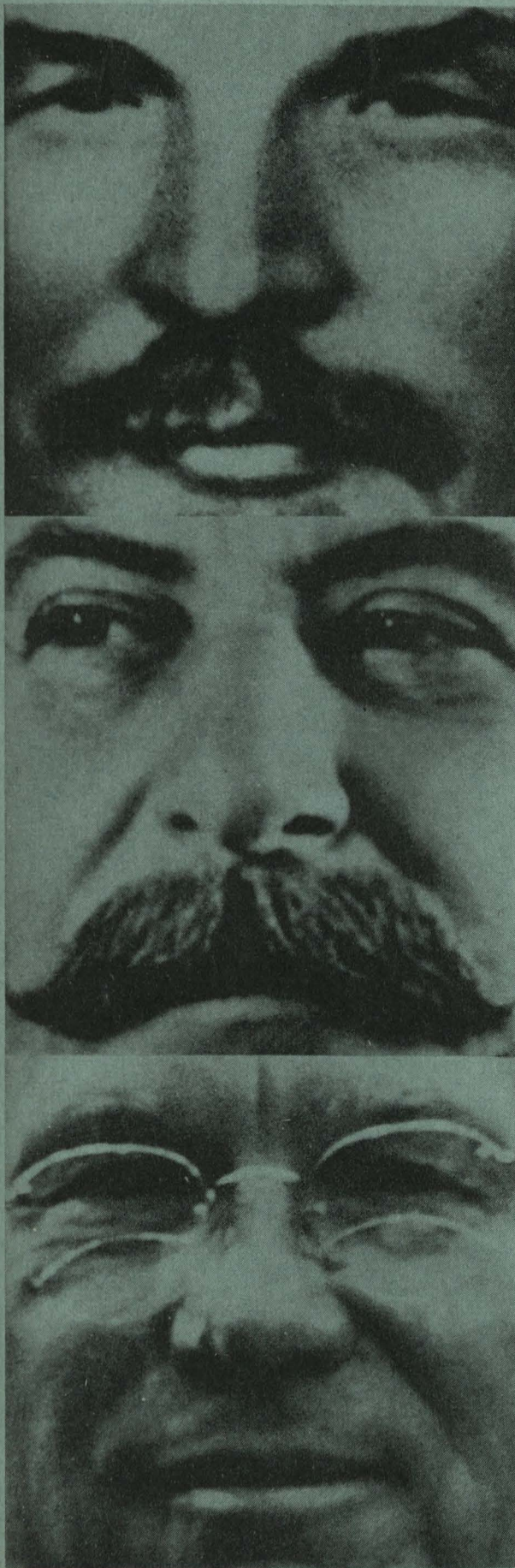
Was uns aber immer wieder beschäftigt, und zwar am 17. Juni in gleicher Weise wie 199 Tage zuvor, ist die Frage nach der Gerechtigkeit der geschichtlichen Entwicklung nach dem Kriege, der verursacht und verschuldet wurde durch eine politische Einheit, die man Deutschland nannte und die von den Deutschen gebildet wurde. Die Frage lautet: Warum sind die Kriegsfolgelasten so schwer und einseitig dem Teil der Deutschen aufgelastet, der jenseits der Elbe wohnt? Eine Antwort darauf gibt es nicht, weil die Menschen drüben ebensoviel oder -sowenig Schuld trifft wie uns.

Wenn es bei uns noch einen Funken Rechtsgefühl gibt, dann endet alle Betriebsamkeit im Hinblick auf den Tag, der uns die Ungerechtigkeit unserer Lage im Besonderen vor Augen führen soll, und es erstirbt jedes deklamatorische Wort. Was uns bleibt, ist auf Taten zu sinnen. Ich denke, in 199 Tagen sollte jedem etwas einfallen oder schneller, denn die Zeit drängt immer, wenn Unrecht waltet.

Hermann Oetting



# Die Intelligenz



eines jeden Landes verhält sich anders, nie aber so wie das Volk: In Italien prokommunistisch, in Deutschland intellektuell, in England respektlos - und in Rußland, aggressiv?

Die russische Intelligentsia war seit ihrer Konstituierung nach dem gescheiterten Aufstand rebellischer Offiziere, Künstler und Literaten im Jahre 1825 nicht nur umstürzlerisch und terroristisch, vielmehr stellte sie die einzige progressive Kraft im damals zaristischen Rußland dar. Diese Haltung stand im Widerspruch zu der von orthodoxer Weltflucht, byzantinischer Großsprecherei und der unermeßlichen Weite des Landes bestimmten russischen Mentalität. Bald erschienen revolutionäre Schriften. Die Fabeln Krylows, Gogols »Revisor«, die Lyrik Nekrassows, Herzens Publizistik und Gontscharows Roman »Oblomow« waren Kampfansagen an das herrschende Feudalsystem. Noch heute stützt sich die kommunistische Kulturpolitik auf die zum Dogma erhobene Schrift »Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit« von Tschernyschewskij (1853). Die Revolutionen von 1905 und 1917 waren das Werk der geistigen Kräfte Rußlands. Die errungene Freiheit blieb indes nur ein Zwischenspiel. Das Volk bekam von seiner Befreiung kaum etwas zu spüren; für die Arbeiter und Bauern wechselten nur die Herren. Die Regierungszeit Lenins wurde charakterisiert durch oft anarchistische Freiheitsbekundungen, die von Majakowskijs futuristischen Poemen und Kandinskijs Lehrtätigkeit in Moskau bis zur - wenn auch nur zeitweiligen - Verwirklichung sozialistischer Vielheiten reichten, und dem Zweifrontenkrieg der Regierung gegen die Weltrevolutionäre um Trotzki und die dem totalen Herrschaftsanspruch der Partei entgegenschendenden Künstler.

Diesem Chaos setzte die Machtergreifung Stalins ein jähes Ende. Stalin war Verfechter der These des beschränkten Aufbaues des Sozialismus in einem Lande. Brutal entledigte er sich der Trotzisten. Die Repräsentanz russischen Geistes konnte er jedoch nur zum Schweigen bringen; nicht vernichten. Viele Schriftsteller emigrierten (Gorkij) oder übersetzten ausländische Klassiker ins Russische (Pasternak). Die zweite Garnitur aber unterwarf sich bedingungslos dem Usurpator (Gladkow, Ostrowskij, Majakowski) und schuf eine kommunistische Traumwelt, verherrlichte die Helden der Revolution und Stalin.

Über die Ermordung des GPU-Chefs Berija und den Sturz führender Parteimitglieder - wie Malenkow, Schepilow, Bulganin und Molotow - ging Chruschtschow den Weg zur Macht. Sein heute relativ hohes Ansehen verdankt er allein seinem schonungslosen Antistalinismus, dem er - wie es scheint - sogar den Bestand des Ostblocks zu opfern bereit ist. Wenn heute ein frischer Wind über Rußland weht, darf nicht vergessen werden, daß Chruschtschow das größte Kolonialreich der Moderne regiert, daß er den Einmarsch der Roten Armee nach Ungarn befahl und stolz verkündete, er liebe die Berliner Mauer. Es ist ein Wunschgedanke, anzunehmen, der Sowjetpremier hätte sich seither gewandelt. Djilas sagt dazu: »Die Methoden sind verschieden, aber das Endresultat ist dasselbe.«

Die russische Intelligenz befindet sich in einer zwiespältigen Situation. Heute wird sie zu freiem Meinungsaustausch aufgefordert, morgen dafür geregelt. Während Jewtuschenkows Gedichte, Ehrenburgs Memoiren und »Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch« erscheinen, Schriften, die zwar antistalinistisch, aber nicht sowjetfeindlich sind, wird die Ausstellung Fernand Légers, der selber Kommunist war, über Nacht abgebrochen und nach Hause geschickt, marschiert der sowjetische Schriftstellerverband auf, um die jungen Autoren zu verdammen. Solche gegensätzlichen Meinungen könnten sich in einer fruchtbaren Diskussion begegnen, wenn nicht hinter den unverbesserlichen Dogmatikern der gesamte Staats- und Parteiapparat der Sowjetunion stünde.

Wer kann es der sowjetischen Jugend verargen, wenn sie in der allgemeinen ideologischen Baisse jeder Auseinandersetzung aus dem Wege geht! Sie glaubt ihren Führern nicht, wenn diese Nichtangriffspakte fordern und trotzdem weiterüben. Die geistige Führungselite schweigt resigniert, die Jugend flieht in ihre »eigene trübe, kleine Welt« (Komsomolskaja Prawda). Chruschtschow braucht aber beide - Intelligenz und Jugend. Er hält die Zügel ein wenig lockerer. Aber auch Jewtuschenkow kann mit seinen sehr schönen, schwärmerischen Gedichten nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die Intelligentsia über die Stationen der Aggressivität, des Anarchismus und Epigonentums zu der der Resignation entwickelt hat und heute unter der Macht-



fülle der KPdSU kaum mehr lebensfähig ist. Die Jugend ist nicht bereit, ihr Erbe anzutreten.

In den Ostblockländern hat sich eine völlig gegensätzliche Entwicklung vollzogen. Alle diese Länder wurden 1945 von der Sowjetunion okkupiert und »fühlen sich heute« - wie es im SED-Jargon heißt - »mit ihrer Befreierin in unverbrüchlicher Freundschaft aufs Engste verbunden«. In Wahrheit aber werden die Völker Osteuropas nicht nur staatlich, sondern auch geistig von Moskau bevormundet. Als die Sowjets in völliger Verkenning der Bedeutung nationaler Eigenarten, sowjetische Verhältnisse nach Osteuropa einzuführen begannen, unterschätzten sie dabei besonders auch die Rolle der katholischen Kirche im Prozeß der politischen Meinungsbildung. Die Gemeinden wurden zu Zentren des antikommunistischen Widerstandes. Daran konnte auch der später einsetzende Kirchenkampf nichts mehr ändern. Nachdem sich die Völker Ungarns und Polens in machtvollen Aufständen erhoben, herrschen dort jedoch liberalere Zustände, die sich immer dann verschlechtern, wenn die Opposition zu wagemutig auftritt oder sich der Lebensstandard sichtbar verbessert hat, ähnlich Chruschtschows antistalinistischen Ausfällen bei Krisen. Im Gegensatz zur Sowjetunion können auch die Künstler ziemlich frei von staatlicher Kontrolle arbeiten, wenngleich das Theaterwesen merklich eingeschränkt wird. Hier zeigen sich die Grenzen der Liberalisierung im Ostblock: Der Marxismus ist - wenn auch in ziemlich freier Auslegung - sowohl in China, als auch in Rußland und Ungarn monopolisierte Staatsideologie. Trotz Hader und Zwist bleibt es das gemeinsame Ziel aller Kommunisten, die Weltherrschaft unter dem roten Banner zu errichten. Dies zu verhindern, ist die Aufgabe der sich jetzt formierenden Intelligenz in den osteuropäischen Ländern. Im Gegensatz zur russischen Intelligentsia kämpft sie aber nicht getrennt vom Volke, ist nicht wie das Volk nicht ist, sondern kämpft gemeinsam mit diesem um die nationale Selbstbehauptung. Sie wird das revolutionäre Aufbegehren des Geistes auf eine höhere Stufe heben. In der Verschmelzung der Intellektuellen mit dem Volk liegt die große Chance, die Menschen hinter dem Eisernen Vorhang nicht von außen, sondern von innen heraus von Fremdherrschaft und Gewissenszwang zu befreien.

Dieter Mehlhorn

# Lehrer- mangel



Unbestritten erfordert die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in allen Ländern in Ost und West, in alten Industrienationen sowohl als auch in den Entwicklungsländern, weit umfangreichere Bildungseinrichtungen und -hilfen als bisher. Überall wird die Dauer der Pflichtschule verlängert; überall hat man erkannt, daß die Zukunft eine höhere Bildung für alle und gleichzeitig eine größere Zahl von Hochgebildeten erfordert. Gleichzeitig vollzieht sich ein tiefer Wandel in der Auffassung vom Bildungswesen. In allen Ländern begreift man mehr und mehr, daß Bildungsausgaben nicht Luxus, auf den man in Notzeiten wohl oder übel verzichten muß, sondern ganz handfeste Investitionen in die Wirtschaft, die Gesellschaft, den Staat von morgen sind. Man kann von einem geradezu explosiven Anwachsen der Bildungsbedürfnisse sprechen. So ist es kein Wunder, daß der Versuch, diesem wachsenden Bildungsbedürfnis Rechnung zu tragen, eine Reihe von Engpässen entstehen läßt.



Der auffallendste ist der Lehrermangel in den meisten Ländern.

Die Bundesrepublik bildet keine Ausnahme. Doch ist der Lehrermangel bei uns nicht nur Schicksal, er ist auch Schuld. Gar zu unbekümmert haben die politisch Verantwortlichen in den Ländern und auch im Bund die frühzeitigen Warnungen überhört, die vor allem von der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände (Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und Bayerischer Lehrer- und Lehrerinnenverein) schon vor Jahren ausgesprochen wurden. Es muß eingeräumt werden, daß in einer Zeit, die hauptsächlich in sichtbaren Erträgen denkt, die Bildungsinvestition schlecht dran ist. Zwar sind alle politisch Gebildeten fest davon überzeugt, daß kaum ein anderer Zweig der Investition eine so hohe Rendite erbringt wie die Investition im Erziehungs- und Bildungswesen. Rechnerisch nachweisen läßt sich das aber schwer. Hinzu kommt, daß diese Rentabilität erst nach Jahren eintritt, sicher nicht in einer Legislaturperiode.

Der Wendepunkt in der bundesdeutschen Kulturpolitik ist der Oktober 1962. Der Ettlinger Kreis, ein freiwilliger Zusammenschluß einer Anzahl besonders aufgeschlossener Industrieller, beschäftigte sich mit dem Problem des Lehrermangels in den Volksschulen in den Ländern der Bundesrepublik. Er beauftragte die Herren Pröbsting, die von Prof. Edding, dem wohl kompeten-

testen Bildungsstatistiker in der Bundesrepublik, vorgeschlagen worden waren, mit einer Untersuchung über den Lehrermangel. Die vorgelegte Arbeit erreichte zum erstenmal eine Erschütterung der öffentlichen Meinung. Die Ergebnisse waren auch sensationell. Die Verfasser stellten fest, daß bei Zugrundelegung angemessener Klassenstärken bereits 1960 ein Defizit von 37 000 Lehrern, mehr als  $\frac{1}{5}$  des Bestandes, vorhanden war. Für das Jahrzehnt 61-70 rechneten sie einen ungedeckten Bedarf von 80 000 Lehrern aus. Das sind nur die größten Zahlen.

Auch die Ständige Konferenz der Kultusminister hat sich mit diesem Problem beschäftigt und eine Schrift veröffentlicht, die gleichfalls versucht, den drohenden Fehlbedarf zu errechnen. Sie kommt zu einem Defizit von Volksschullehrern zwischen 52 000 und 120 000 für das Jahr 1970.

Es kann hier nicht auf die Einzelheiten einer solchen Berechnung eingegangen werden.

Übereinstimmend kommen der Ettlinger Kreis und die Ständige Konferenz der Kultusminister zu dem Ergebnis, daß die dringendste Aufgabe eine Erhöhung der Zahl der Abiturienten in der Bundesrepublik sei. Prof. Edding hat schon früher darauf hingewiesen, daß in den USA sowohl als in der UdSSR etwa 20 Prozent eines Geburtenjahrganges eine Schulbildung erfahren, die dem europäischen Abitur entspricht. In der Bundesrepublik beträgt dieser Prozentsatz zur

Zeit 5,6 Prozent. Alle Sachverständigen stimmen darin überein, daß es möglich sein muß, diese Quote auf mindestens 10 Prozent zu erhöhen.

Wenn aber von dieser höheren Zahl von Abiturienten ein wesentlicher Teil sich dem Lehrerberuf zuwenden soll, so muß der Lehrerberuf, insbesondere der des Volksschullehrers, attraktiver gemacht werden. Geeignete Mittel dazu sind u. a.: Ständige Hebung des Niveaus der Lehrerbildung, deutliche Heraushebung der Lehrerschaft in der Besoldung und günstigere Arbeitsbedingungen.

Aber auch wenn das alles hinreichend geschieht, bleiben noch viele Probleme ungelöst. Prof. Edding hat mehrfach darauf hingewiesen, daß es kaum möglich sein wird, eine so hohe Zahl von Abiturienten in der Bundesrepublik und einen so hohen Anteil von Lehrerstudenten an ihnen zu erlangen, wie es die Zukunft gebietet. Es müssen neue Wege gegangen werden.

Von allen Einsichtigen verworfen wird der Versuch, eine größere Anzahl von Lehrern dadurch zu bekommen, daß man etwa auf das Abitur verzichtet oder allgemein die Anforderungen herabsetzt. Mit Sicherheit bekäme man eine schlechtere Schule, wobei nicht einmal sicher ist, daß man auch nur einen Lehrer mehr bekäme.

Der Ettlinger Kreis und Prof. Edding weisen immer wieder auf gewisse Vorgänge im amerikanischen Schulwesen hin. Unser bundesrepublikanischer Schulbetrieb hat von der Technisierung unserer Welt kaum Kenntnis genommen. Man könnte sagen, die Biedermeierzeit ist noch nicht überwunden. Mit lauten Schlägen pochen das programmatische Lernen, die Lernmaschinen, die Massenmedien an die Türen unserer Schulen. Unvoreingenommen sollten wir sie erproben und nur die Erfahrungen gelten lassen. Es ist durchaus fraglich geworden, ob man unseren Kindern 30 Stunden die Woche abnehmen muß, um die heutigen Lernergebnisse zu erreichen. Damit ist auch fraglich, ob der Lehrer so viel Zeit brauchen muß, um seine eigentliche Aufgabe zu lösen. Wahrscheinlich wird hier ein Raum für Hilfskräfte frei werden, die in den USA etwa teaching-engineer, in der Diskussion in der Bundesrepublik etwa Pädagogisch-technischer Assistent heißen. Wir sind verpflichtet, diese neuen Möglichkeiten, die die Technik in der Schulstube anbietet, sorgfältig zu überprüfen. Professor H. Rodenstein





# Nicht Magnifizienz

omnibus: Herr Professor Schröder, wie dürfen wir Sie jetzt anreden, nachdem die Direktoren der niedersächsischen Pädagogischen Hochschulen Rektoren geworden sind?

Der Rektor: Wir werden mit unserer Amtsbezeichnung Rektor angeredet.

omnibus: Also nicht Magnifizienz?

Der Rektor: Nicht Magnifizienz. Wir meinen auch, daß wir für eine ganze Reihe von Jahren darauf keinen Wert legen sollten. Ehe so etwas überhaupt erwogen werden kann, muß sich die Hochschule erst durch wissenschaftliche Leistung hinreichend ausgewiesen haben.

omnibus: Werden sich aus dieser Aufwertung weitere Konsequenzen für das akademische Leben der PH ergeben?

Der Rektor: Im Grunde bestand ja schon vor diesem Erlaß eine Rektoratsverfassung. Jetzt jedoch wird der Rektor nicht mehr vom Minister ernannt, sondern vom Lehrkörper gewählt und vom Minister lediglich bestätigt.

omnibus: Sehen Sie im Zusammenhang mit dieser Statusveränderung Möglichkeiten für eine engere Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule?

Der Rektor: Im Augenblick sehe ich solche Möglichkeiten z. B. im Bereich des Studentenwerkes. Wenn man, wie ich das der Studentenschaft vorschlagen werde, die Mitgliedschaft im Studentenwerk der TH erwerben würde, wie das schon durch die SHfBK geschehen ist, so wäre das, meine ich, eine Form solcher Zusammenarbeit. Auch im Bereiche der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen sehe ich solche Möglichkeiten. Die TH könnte in einem sechs- oder siebensemestrigen Studium die wissenschaftliche Ausbildung von Mittelschullehrern mitübernehmen. Ließen sich solche Pläne realisieren, sollte man erwägen, ob nicht im Rahmen eines solchen Studienganges Professoren der PH Lehraufträge zur Didaktik der Fächer bei der TH übernehmen könnten. Es ließe sich sogar denken, daß solche Lehraufträge auch für die Ausbildung zukünftiger Studien-

räte Bedeutung haben könnten. Die beiden Hochschulen sollten endlich auch in Bezug auf ihre bauliche Erweiterung zusammenarbeiten. Beide können innerhalb der vorhandenen Grenzen kaum noch das Maß an Ausbau erreichen, dessen sie unbedingt bedürfen. Auch dürfen die Bedürfnisse des anderen nicht als unberechtigt angesehen werden. Sie sollten deshalb gemeinsame Pläne entwickeln.

Übrigens zeichnet sich ja schon eine weitere Form der Zusammenarbeit im Senat der Niedersächsischen Pädagogischen Hochschulen ab, dem auch Vertreter der Universität Göttingen und der TH Niedersachsens angehören. Wir meinen, daß über dieses Gremium weitere Formen institutioneller Zusammenarbeit entwickelt werden könnten. Man könnte z. B. Berufungsfragen gemeinsam klären.

omnibus: Wie steht nun die Westdeutsche Rektorenkonferenz, der ja keine PH angehören, zu diesem Senat?

Der Rektor: Bisher hörte ich von einer Reaktion nichts.

omnibus: Sehen Sie eine Chance, über diesen Senat in die Westdeutsche Rektorenkonferenz zu kommen?

Der Rektor: Wir empfinden es natürlich als eine Diskriminierung, daß die Pädagogischen Hochschulen noch nicht in der WRK vertreten sind, obwohl sie den Status einer wissenschaftlichen Hochschule mit Rektoratsverfassung besitzen. Gerade in jüngster Zeit hat sogar der mit der WRK eng zusammenarbeitende Wissenschaftsrat in seinem Gutachten über den erforderlichen Ausbau der Hochschulen die PH an keiner Stelle auch nur erwähnt. Es wäre natürlich denkbar, daß der neugegründete Senat später einmal seinen Vorsitzenden als Vertreter der niedersächsischen Pädagogischen Hochschulen in die WRK entsendet.

omnibus: Sie sprachen von der Angliederung der Studenten Ihrer Hochschule an das gemeinsame Braunschweiger Studentenwerk. Befürworten Sie diese Maßnahme?

Der Rektor: Wir halten sie zunächst einmal für unvermeidbar. Darüberhinaus halte ich sie auch für empfehlenswert.



Natürlich läßt sich die Mitgliedschaft nur korporativ regeln.

omnibus: Wurden vorher Gutachten von Ihnen eingeholt?

Der Rektor: Das habe ich nicht getan. Die Gespräche sind aber mit zunehmender Gründlichkeit geführt worden. Wir haben außerdem das Ministerium um Rechtsberatung gebeten.

omnibus: Von wem gingen die Initiativen zu den Verhandlungen aus?

Der Rektor: Von Magnifizienz Kohler.

omnibus: Und wann?

Der Rektor: Das erste Mal im Januar 63, dann noch einmal im März. Dann traf ich mich im Laufe des Sommersemesters noch einmal mit Magnifizienz Kohler. Dabei wurde beschlossen, daß der Geschäftsführer des Studentenwerkes der TH, Herr Loschke, einen Vertrag entwerfen sollte. Ein solcher lag in den Sommerferien zur Verhandlung vor.

omnibus: Wer waren im SS. Verhandlungspartner?

Der Rektor: Magnifizienz Kohler, Herr Oberregierungsrat Schneider, Herr Loschke und ich.

omnibus: Vertreter der Studentenschaft waren nicht dabei?

Der Rektor: Nein.

omnibus: Wurden überhaupt Studentenschaftsrechte besprochen?

Der Rektor: Nein.

omnibus: Haben Sie schon im Sommersemester Ihre Studentenschaft informiert?

Der Rektor: Unmittelbar anschließend im Sozialausschuß.

omnibus: Wann wurde eigentlich erstmals über konkrete Sachverhalte gesprochen?

Der Rektor: Das ist erst jetzt im August geschehen. Zunächst sollte der Vertrag schon zum 1. Oktober abgeschlossen werden. Ich will aber auf jeden Fall die Studentenschaft vorher informieren und mich von dieser auch autorisieren lassen. Ich habe bei den Verhandlungen übrigens mit allem Nachdruck erklärt, daß der Vertrag nicht abgeschlossen wird, wenn nicht in ausreichendem Umfange



unser Informations- und Mitspracherecht gewährleistet wird.  
omnibus: Auch das der Studentenschaft?

Der Rektor: Ich schließe den Vertrag nicht ab, wenn nicht in dem Gremium, in dem die Studentenschaft der TH vertreten ist, auch unsere Studentenvertreter zugegen sind.

omnibus: Und wenn die Studentenschaft der PH aus irgendwelchen Gründen den Vertrag ablehnen sollte?

Der Rektor: Dann muß sie die Konsequenzen ziehen und eine strikte Kontrolle der Mensabnutzung akzeptieren.

omnibus: Abschließend eine ganz andere Frage: Am Rebenring geht ein Erweiterungsbau der PH der Vollendung entgegen. Werden dadurch nun die schweren Raumnöte der Hochschule beseitigt?

Der Rektor: Leider nein, leider nein! Der tatsächliche Gewinn an zusätzlichen Räumlichkeiten gegenüber dem Zustand von 1939 ist nahezu gleich Null. Besonders das Problem der überfüllten Hörsäle wird auch durch den Neubau nicht gelöst. Der Neubau ist überwiegend für die Unterbringung des Internationalen Schulbuchinstitutes bestimmt, das ja ein Institut der Kanthochschule ist. Endlich ist es nun möglich, dieses weltbekannte Institut auch in den Gebäuden der Pädagogischen Hochschule unterzubringen.

omnibus: Herr Sander, der Studentenschaft der PH steht eine wichtige Entscheidung auf sozialem Gebiet bevor, denn die Studentenwerke der TH und PH sollen zusammengeführt werden. Begrüßen Sie diese Maßnahme?

Karl-Heinz Sander: Ich möchte sagen, daß man diese Maßnahme ganz grundsätzlich zunächst begrüßen kann.

omnibus: Im Zusammenhang mit dieser Fusion sind eine ganze Reihe wichtiger Fragen zu klären. Halten Sie es für nötig, daß die Studenten der PH den gleichen Beitrag aufbringen wie die Studenten der TH?

K.-H. Sander: Ja, ich halte es für notwendig und gerechtfertigt, daß wir den gleichen Beitrag zahlen.

omnibus: Sind mit dem Beitrag von 12 DM auch Anrechte auf Wohnheimplätze verbunden, die dem Studentenwerk zur Verfügung stehen?

K.-H. Sander: Meines Wissens, ja!

omnibus: Dem Studentenwerk der TH ist vor kurzem die Studentenschaft der SHfBK angeschlossen worden. Würden Sie es für richtig halten, wenn es nach dem eventuellen Eintritt der PH weiter Studentenwerk der TH e. V. hieße?

K.-H. Sander: Wenn man andere Studentenschaften aufnimmt, müßte das auch in einem neuen Titel zum Ausdruck kommen, z. B. Braunschweiger Studentenwerk e. V. . .

omnibus: Werden Sie das zu einer Ihrer Forderungen für die Fusion machen?

K.-H. Sander: Ja.

omnibus: Wenn Sie in das Studentenwerk eingetreten sind, haben Sie dann auch im Vorstand z. B., Sitz und Stimme, d. h., ist ihnen das Mitbestimmungsrecht zugesichert worden?

K.-H. Sander: Über diesen Punkt muß im Oktober noch verhandelt werden. Wir halten es aber für unbedingt erforderlich, Sitz und Stimme in denselben Gremien, wie die Studentenschaft der TH zu haben.

omnibus: Mit dem Eintritt ist die Frage des Eintritts in die Studentische Krankenversorgung (SKV) verbunden. Werden Sie Ihrer Studentenschaft diesen Schritt empfehlen?

K.-H. Sander: Meine persönliche Meinung ist: Ja, wir sollten uns der SKV anschließen. Nun sind aber viele Studenten mit ihren Familien versichert. Deshalb ist eine Integration in dieser Hinsicht schwierig.

omnibus: Man kommt natürlich bei der Entscheidung so wichtiger Fragen mit der persönlichen Ansicht oft nicht ganz aus. Hat der AstA sich darüber Gutachten besorgt?

K.-H. Sander: Nein, darüber liegen keine Gutachten vor.

omnibus: Sind Sie überhaupt bisher an den Studentenwerksverhandlungen beteiligt gewesen?

K.-H. Sander: Man kann sagen: Indirekt, durch unsere Hochschulleitung. Sie setzte uns über die Gespräche in Kenntnis.

omnibus: Und wann geschah das?

K.-H. Sander: Das war Ende August dieses Jahres.

omnibus: Der AstA ist also erst während der Semesterferien offiziell und konkret über die bereits stattgefundenen Verhandlungen informiert worden?

K.-H. Sander: Bedauerlicherweise fanden diese Verhandlungen in den Ferien statt, als der AstA nicht zusammengerufen werden konnte. Außerdem wurde ein unmöglicher Termin für den Vertragsabschluß festgelegt, der 1. Oktober.

omnibus: Und was geschieht, wenn der Vertrag nicht bis zum 1. Oktober, das wäre in 8 Tagen, abgeschlossen ist?

K.-H. Sander: Das Studentenwerk der TH hat uns ziemlich offen gesagt, daß der Vertrag bis zum 1. Oktober abgeschlossen sein muß, sonst könnten unsere Studenten nicht mehr in der Mensa essen. Es ist aber zu erwarten, daß eine Übereinkunft in dieser Hinsicht getroffen wird.

omnibus: Haben Sie denn bis heute, eine Woche vor dem geplanten Vertragsabschluß, wenigstens den Vertragsentwurf zu sehen bekommen?

K.-H. Sander: Nein! Denn die vorbereitenden Verhandlungen waren noch nicht abgeschlossen, so daß ein Vertragsentwurf noch nicht existieren konnte.





# Mal Kintopp Mal Kunst.. Mal Kintopp Mal Kunst.. Mal Kintopp Mal Kunst..

Der Film ist in Bedrängnis gekommen, seit das Fernsehen die Unterhaltung in unsere Wohnzimmer schickt. Wenn es gilt, sich die Pantoffeln auszuziehen und Bargeld an die Kinokasse zu tragen, wo doch der heimische Bildempfänger womöglich schon abgezahlt ist, wo also die abendliche Überwindung, außer Haus zu gehen, nötig ist, da muß der Film mehr bieten als das Fernsehen.

Zwei taktische Wege haben inzwischen die Filmleute zur Überwindung der Fernsehkonkurrenz eingeschlagen - einmal den Ausweg zum bunten, breiten und langen Film, der das Auge sättigt und einen Kontrast bildet zum Briefmarkenformat des Bildschirms; zum anderen das Hinwenden zum qualitätvolleren, niveauvolleren Film, schlicht gesagt zur Filmkunst oder wenigstens zur versuchten Filmkunst.

Das Fernsehen soll also entweder durch ein Bildformat geschlagen werden oder durch ein höheres Programmniveau.

Was das Format angeht, so brauchen wir als exemplarische Beispiele nur wenige Titel zu nennen: »Cleopatra«, »Der Leopard«, »El Cid«, »55 Tage in Peking«, »Das war der Wilde Westen«

und - auf die bescheideneren deutschen Verhältnisse übertragen - »Das Haus in Montevideo«, »Der Schatz im Silbersee«, »Winnetou«.

Bisher hat sich die Filmflucht in die Breite, Länge und Buntheit an der Abendkasse recht ansehnlich ausgezahlt. Die Qualität dieser technisch aufwendigen Produktionen steht auf einem anderen Blatt.

## Engagement — Versuche mit der Filmkunst

Die filmkünstlerischen Bemühungen sind derzeit ziemlich lokalisiert und beschränken sich mehr oder weniger auf Frankreich, Italien, Polen, (mit der polnischen Spielfilmproduktion werden wir hierzulande leider nur lückenhaft bedient) und - zu kleineren Teilen - England. Gewiß sind hier und da bemerkenswerte Arbeiten aus Hollywood, aus Moskau, aus Indien und Japan (die beiden letztgenannten Länder zählen zu den quantitativ größten Filmnationen der Welt) zu registrieren; wenn Ingmar Bergman in Schweden dreht oder Luis Buñuel in Spanien oder Mexiko, dann ist künstlerische Aufmerksamkeit auf Anhieb geboten - auch andere, zum Teil ganz kleine Filmländer, warten plötzlich mit Überraschungen auf; ein Tatbestand, der uns ja auch noch immer oder »trotzdem« für den deutschen Film hoffen läßt. Die entscheidenden künstlerischen Impulse aber sind heute auf Frankreich, Italien und England beschränkt.

## Realismus und »zornige« Literaten

**Die moderne englische Produktion orientiert sich an der britischen Dokumentarfilmtradition, also an einem nüchternen, unbestechlichen Realismus.**

Die Komponente dazu ist eine reiche Roman- und Bühnenliteratur, die gleichfalls dem Realismus verbunden ist oder sich zumindest dem Alltagsgeschehen kritisch verpflichtet fühlt. Filme wie »Der Weg nach oben« (Jack Clayton), »Samstagsnacht bis Sonntagmorgen« (Karel Reisz), »Bitterer Honig« (Tony Richardson), »Nur ein Hauch Glückseligkeit« (John Schlesinger) oder »Lockender Lorbeer« (Lindsay Anderson) wirken wie Originalstoffe für den Film, sind aber in Wahrheit außerordentlich geschickte Roman-Adaptionen für die Leinwand, an denen die Buchautoren weitgehend mitgearbeitet haben. Der Dramatiker John Osborne hat seine beiden Bühnenstücke »Blick zurück im Zorn« und »Der Entertainer« nur unter

seiner persönlichen Aufsicht verfilmen lassen. Kritischer Realismus ist in England sogar bis in die berühmten britischen Kriminalkomödien (»Ladykillers«, »Der Herrn Einbrecher geben sich die Ehre« u. a.) eingedrungen. Und dort, wo die Engländer auf den Mammutfilm ausgehen, wo auch sie ins mit dem Medium Fernsehen konkurrierende Schaugeschäft einsteigen (»Brücke am Kwai«, »Lawrence von Arabien«; beide von David Lean inszeniert), da bleiben sie dank ihres Gefühls für Ökonomie selbst im Showbusiness glaubwürdiger als ihre amerikanischen und italienischen Kolossal-film-Kollegen.

## Kontraste aus Italien

**Der italienische Film ist gegenwärtig der vielseitigste in der Welt. Neue Stilrichtungen haben längst die ersten Nachkriegstraditionen, den Neorealismus (die frühen Filme Rossellinis sowie De Sicas »Fahrraddiebe«) und den poetischen Realismus (De Sicas »Wunder von Mailand«) zu neuen Ausdrucksformen verarbeitet.**

Der italienische Film von heute kennt die couragierte, politisch engagierte Reportage (»Wer erschloß Salvatore Giuliano?« von Francesco Rosi),







# ***Braunschweiger Musikleben***

Musikleben - die Summe aller musikalischen Veranstaltungen einer Stadt. Dazu gehört das Publikum; denn von »lebendigem« Musikleben kann nur gesprochen werden, wenn die Veranstaltungen Resonanz finden. Veranstaltungen einer Studentenband mit großem Namen rechne ich nicht zum Musikleben.

Wer öffentliche Musik macht, ohne mehrere Jahre intensiv Musik studiert zu haben, vergeht sich a priori an der Musik, selbst im Zeitalter der Wunderkinder. Nur im Chorwesen ist eine hochwertige Interpretation mit Laien und Dilettanten möglich. Es soll aber auch Musikgattungen geben, in denen man mit drei Griffen auf Gitarre oder Schlagbaß 50 DM pro Abend verdienen kann. Diese Gattungen gehören nicht zum Musikleben, sondern zum Musiktod.

Musikleben, das ist Oper, Sinfoniekonzert, Kammermusik aller Art und Kirchenmusik, sofern sie in Abendmusiken, sprich: Kirchenkonzerten, dargeboten wird.

Bekanntermaßen zeichnet in Braunschweig das Staatstheater für Oper und Sinfoniekonzert verantwortlich. Außer Gästen für bestimmte Opernpartien und Solisten für die Sinfoniekonzerte hat das Haus ein festes Ensemble, dessen Kräfte zumindest für eine Spielzeit engagiert sind.

Veranstalter von Kammermusikabenden sind vorwiegend die Konzertdirektion Schmidt und die Musikgesellschaft. Beide engagieren Instrumentalsolisten oder Ensembles: Internationale Pianisten, internationale Streichquartette. Im Gebiet der Kammermusik wird dem Braunschweiger also etwas geboten.

Aber Konzertdirektionen engagieren nicht aus Liebe zum Publikum, nicht um es zu belehren oder zu erfreuen. Mögen sie Ideale haben, sie leben dennoch vom Engagieren, sie müssen es. Und weil sie davon leben müssen, bieten sie, was beim Publikum ankommt. Ein Blick in die Braunschweiger Kulturkalender zeigt es.

***Internationale  
spielen  
Internationale  
Nur  
keine  
Experimente  
Bach und Schütz  
und  
umgekehrt  
Die  
großen  
alten Oratorien  
Am  
Rande  
der Sterilität  
Ansonsten  
barockt  
es  
überall  
Der  
Keuschheitsgürtel  
der  
Chormusik***

Solisten von Ruf und Komponisten von Ruf, der letzte Schrei und Bartok, Britten und Strawinsky. Es kann nichts schiefgehen. Das Abonnement sichert ohnehin den gleichmäßigen Besuch, sofern der Abonnent nicht, verärgert durch Strawinsky, sein Anrecht aufgibt. Aber einen Strawinsky verkraften sie alle! Noch dazu bei Internationalen. Internationale spielen Internationale, das heißt, wenn überhaupt Zeitgenossen, dann solche, über die man sich schon vor dreißig Jahren nicht mehr erregt hat.

Die Internationalen spielen Beethoven eben besonders schön. Deshalb müssen sie immer Beethoven spielen, damit sie Internationale bleiben, und die Konzertdirektionen leben von den Internationalen, die Beethoven spielen, weil die Leute zu den Internationalen gehen, um deren Beethoven zu hören.

Nach dem Kulturkalender für April bis September 1963 waren in den Kammermusikveranstaltungen Schmidts (Meisterabende, Internationale Pianisten) und der Musikgesellschaft (Internationale Streichquartette) nur ein Zeitgenosse, Bartok, bei sechs Konzerten, zu hören, von denen drei dreimal für das Abonnement wiederholt wurden.

Und was zeigt der Kulturkalender für die Zeit vom Oktober 1963 bis März 1964? Sechs Abende »Internationale Kammermusik«, veranstaltet von der Musikgesellschaft, mit zwei lebenden Komponisten, Britten und Strawinsky. Ansonsten erscheint noch einmal Prokofieff, der aber wohl kaum als modern anzusprechen ist. Und bei Schmidt sieben Meisterabende, dazu dreimal internationale Pianisten. Zehn Konzerte, vier Zeitgenossen, Villa Lobos, Bartok, Poulenc, Holmboe. Wahrscheinlich spricht nicht einmal Holmboe eine neue Tonsprache. Lobos und Poulenc aber ganz gewiß nicht.

Diese traurige Bilanz muß man in Braunschweig ziehen, keine Experimente mit Komponisten und Interpreten! Wer vom Engagieren lebt, muß sich







nach dem Geschmack des Publikums richten. Die Leute nehmen 1963 nur ein Abonnement, weil das Programm 1962 so gefällig war. Wo könnten sonst die Gründe liegen?

Der Staat lebt nicht vom Staatstheater, im Gegenteil, er trägt es. In Deutschland können Opernbühnen nicht von Eintrittsgeldern erhalten werden; sie sind auf Zuschuß angewiesen. Einerseits spielen sie zehn Monate, aber andererseits ist der deutsche Staatsbürger offensichtlich nicht bereit, viel Geld für Kultur anzuwenden.

Der finanzielle Aufwand, der für eine Oper notwendig ist, läßt sich selbst bei allabendlich ausverkauftem Haus bei heutigen Theaterpreisen nicht mit Eintrittsgeldern des Publikums decken. Aber das nur nebenbei. Was wird geboten? Nehmen wir den Spielplan der jetzigen Saison.

Ein Spielplan, der im ganzen gesehen den großen Opernhäusern nicht nachsteht. Außer zwei Opern nur zwei eigentliche Repertoireopern, *Rigoletto*, *Fra Diavolo*, beide aus der vorigen Spielzeit übernommen. Zwei Operetten, eine abgedroschen, der Bettelstudent, eine unbekannt, musikalisch wertvoll, »Madame l'Archidue« von Offenbach. Opern, die hohe Ansprüche an die Interpreten stellen, *Fidelio*, *Parsifal*, *Holländer*, *Ariadne* u. a.

Es schadet nichts, sich klar zu machen, daß der *Holländer* in Bayreuth nicht schwerer ist als in Braunschweig. Es gibt keine erleichterten Ausgaben von Opern für kleinere Bühnen. Sänger und Instrumentalisten haben rein technisch in Braunschweig das gleiche zu leisten wie in Berlin. Das nur für die Herrschaften, die in Berlin einmal in der Oper waren, und nun glauben, in Braunschweig beim Besuch einer Oper eine Gastritis bekommen zu müssen.

Der Spielplan und das Niveau der letzten Spielzeit ließen manches zu wünschen übrig, gewiß. Aber nicht zu leugnen ist, daß das Orchester, das konstanteste Ensemble des Hauses, unter Bittner gut, unter Grüber, besonders in den Streichern und in den Hörnern, sehr gut war und es weiterhin unter Esser in Oper und Sinfoniekonzert ist. Und das Opernensemble? Es hat schwache Stellen, ohne Frage. Nicht immer wird schön gesungen, selten aber falsch, fast so selten wie in Berlin.

Warum in Braunschweig nicht immer Greindl den Phillip in *Don Carlos* singen kann, muß einem

denkenden Mitteleuropäer hoffentlich nicht erklärt werden. Es sind nicht nur finanzielle Gründe. Stars sind eben selten, deshalb sind sie ja Stars. Leider kann sich aber jeder Hanswurst für 24 DM einen Star kaufen. Leider kann auch jeder Hanswurst mit Recht sagen, daß der Star besser ist als Sänger oder Sängerin im Engagement einer mittleren Bühne. Starwesen hat mit Musikleben nichts zu tun. Fünf Stars ergeben noch lange keine Ensembleleistung, was an Übertragungen aus Salzburg leicht festzustellen ist.

In Braunschweig wird gute Oper gespielt, trotz mancher schlechten Inszenierung und Aufführung. Der gebildete Hörer hört die Musik mehr als den Interpreten. Er ergänzt durch musikalische Phantasie, was ab und zu der Interpretation fehlt. Aber dazu gehört eben musikalische Bildung, nicht Wissen von Musik.

Musik, gleich welcher Gattung, ist schlecht, wenn sie nur vom Serviertwerden abhängig ist. Voraussetzung ist natürlich die Darstellung des richtigen Notentextes.

Ein wahrer Musikkennner findet seinen Genuß auch in Braunschweig; er weiß die Verhältnisse zwischen einem Opernbesuch in Berlin, einer Schallplatte und dem Braunschweiger Staatstheater richtig zu sehen.

Der Spielplan läßt allerdings die Zeitgenossen vermissen. Nur eine zeitgenössische Oper wird in dieser Spielzeit gegeben, Fortners *Bluthochzeit*. Dagegen enthält fast jedes Sinfoniekonzert ein zeitgenössisches Werk.

Verglichen mit den großen reisenden Orchestern unter Leitung großer reisender Dirigenten, ist das sehr viel. Man sehe sich nur die Reiseprogramme der Berliner, Münchner und Bamberger an. Immer auf Nummer sicher. Nur keine Experimente! In der Kammermusik ließ sich das gleiche feststellen. Die Großen kaufen sich nur den Ruhm der Uraufführungen ein, aber für Breitenwirkung müssen die Kleineren sorgen. Dennoch, mehr Mut zum Experiment könnte man den Verantwortlichen des Braunschweiger Staatstheaters gerade im Bereich der Oper wünschen.

Der aktivsten Beteiligung der Studentenschaft erfreut sich die Kirchenmusik. Die Kantoreien rekrutieren sich weitgehend aus Studenten, offensichtlich Folge der Werkauswahl durch die Kantoren. Bach und Schütz und umgekehrt. Sichere Musik, sozusagen ungefährlich fürs Ge-

fühl. Weltliche Chöre siechen dahin, wenn sie nicht die gleichen Werke singen wie die Kantoreien, also geistliche Chormusik des Barock. Wählen aber die Kirchenmusiker zeitgenössische Chorwerke aus, so können sie mit 30 Prozent Verlust ihrer Kantoreien rechnen.

Die ehemalige Leiterin des Domchors, der sich zeitweise fast nur aus Studenten zusammensetzte, hat in vielen Jahren zahllose Zeitgenossen aufgeführt. Die jungen Kantoren müßten dies nun weiterführen. Aber ihnen scheint es an Mut zu fehlen. Über den bewährten Distler geht es im Chorischen nicht hinaus. Die Jugendmusikbewegung, der Keuschheitsgürtel der Chormusik, ist noch nicht beseitigt.

Im Organistischen sieht es kaum anders aus. Nur Uwe Groß, der sich als David-Spezialist zeigt, führt auch in den Gottesdiensten die harmonisch freiere Tonsprache ein. Ansonsten barockt es überall. So wollen es die Chorsänger, so wollen es die Hörer.

Die Kirchenmusiker sind, wenn sie Kirchenkonzerte veranstalten, Konzertdirektoren und musikalische Leiter zu gleich. Gewiß gibt es Zuschüsse, aber diese erlauben keine Experimente. Zum mangelnden Interesse der Chormitglieder, musikalisches Neuland zu entdecken, kommt also noch das finanzielle Risiko.

Die Leute laufen eben nur in die großen alten Oratorien, dafür zahlen sie sogar in der Kirche Eintritt.

Aus finanziellen Gründen müssen leider im Bereich der Kirchenmusik, auch der Kreuzgangsmusiken, zu oft Dilettanten als Instrumentalisten eingesetzt werden, die gerade noch einen Teleman bewältigen.

Das Niveau der Braunschweiger Kirchenmusik ist oft hoch, bei Uwe Groß eigentlich immer, aber die Braunschweiger Kirchenmusikprogramme sind konservativ, ohne Mut zum Experiment, wie im sekularen Musikleben auch.

Ich sage konservativ. Man könnte aber auch fragen, ob das Braunschweiger Musikleben sich nicht am Rande der Sterilität bewegt?

Eine Woche »Festliche Tage neuer Kammermusik«, die nicht unerwähnt bleiben darf, kann über den traurigen Mangel an Interpretationen zeitgenössischer Werke nicht hinwegtäuschen. Liegt es an den Veranstaltern oder liegt es am Publikum?

Jost Blachmann



# Ein wichtiger NATO-Partner schließt sich der EWG an

Als am 12. September 1963 die Außenminister der sechs EWG-Länder am Grabe Atatürks (1881-1938) einen Kranz niederlegten, ehrten sie nicht nur den großen türkischen Staatsmann, sondern leiteten gleichzeitig durch die nachfolgende Ratifizierung des Assoziierungsabkommens zwischen der Türkei und der EWG eine vom türkischen Volk lang erwünschte wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung ein.

Nach dem Vertrag von Athen ist dies das zweite Assoziierungsabkommen zwischen der EWG und einem europäischen Entwicklungsland. Die Assoziierung dieser beiden Länder mit der EWG läßt die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen in Europa sichtbar werden.

Das Abkommen, das vorher in Brüssel paraphiert wurde, enthält drei Stufen: Die fünfjährige Vorbereitungsstufe, in der die Türkei mit Unterstützung der EWG ihre Wirtschaft stärken wird, um ihren künftigen Verpflichtungen gegenüber den Sechs nachkommen zu können. Die auf 12 Jahre vorgesehene Übergangsstufe, in der die Zollunion stufenweise vorbereitet wird, stellt die zweite Phase dar. Die in diesem Zeitabschnitt zu schaffende Annäherung der Wirtschaftspolitik der Türkei an die der EWG wird ein wichtiger Faktor für das gute Funktionieren des Abkommens sein. In der Endstufe schließlich wird die Türkei in alle Verpflichtungen einer Mitgliedschaft in die Zollunion eintreten.

Die Assoziierung der Türkei mit den Ländern des Gemeinsamen Marktes bestätigte noch einmal die Stellung dieses Landes in der westlichen Gemeinschaft. Die Türkei war als Mitglied der NATO und des Europarates von Anfang an an den Vorbereitungen zur wirtschaftlichen und politischen Integration Europas beteiligt. Der Schöpfer der modernen Türkei hatte schon früh zum

Ausdruck gebracht, daß die zukünftigen politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen der Türkei mit denen Europas eng verbunden sein müßten. Auf Grund dieses Interesses hatte die Türkei die notwendigen Kontakte und Vorbereitungen für die Assoziierung mit der EWG seit langem aufgenommen. Das Abkommen ist das Resultat dieser Bestrebungen und der positiven Einstellung der Mitgliedstaaten, insbesondere der Bundesrepublik gegenüber der Türkei.

Die Türkei ist ein Entwicklungsland. Es ist aber auch unbestritten, daß das wirtschaftliche Potential dieses Landes durch die Möglichkeiten der Gemeinschaft und ihrem ständig wachsenden Konsum einen Auftrieb erfahren wird.

Mit Beginn dieses Jahres trat der erste türkische Fünfjahresplan inkraft. Zwar sind in den zurückliegenden Jahren durch die OEEC-Hilfe und ein Stabilisierungsprogramm des internationalen Währungsfonds schon Teilerfolge auf wirtschaftlichem Gebiet zu verzeichnen, die hohen Kosten, die aus den NATO-Verpflichtungen entstehen - der gesamte Norden der Türkei grenzt an kommunistisches Herrschaftsgebiet -, die geographische Lage und die politischen Spannungen in den arabischen Nachbarstaaten haben jedoch diese Aufwärtsentwicklung immer wieder empfindlich gestört und verzögert.

Die Türkei unterhält z. B. bei einer Bevölkerung von 30 Millionen eine Armee mit einer halben Million Soldaten, die Bundesrepublik dagegen bei über 50 Millionen Einwohnern auch nur 500 000. Große finanzielle Belastungen und wenige Arbeitskräfte sind die Auswirkungen dieser Entwicklung, die auf Grund der Politik der Nachbarländer nicht vernachlässigt werden darf.

Entwicklungshemmend wirkten sich aber auch die schlechten Bedingungen aus, unter denen westliche Länder, vor allem Frankreich, Italien und England, der Türkei Kredite gewährten. Die Zinssätze lagen in der Regel viel zu hoch, z. T. bis zu 50 Prozent.

Aus all diesen Gründen war es für die Türkei nicht gleichgültig, als die sechs Außenminister der Mitgliedstaaten der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft Mitte September 1963 in Ankara durch ihre Unterschrift unter das Abkommen eine neue Phase der wirtschaftlichen Entwicklung für dieses Land einleiteten und es gleichzeitig enger an das freie Europa anschlossen. Ugur Uzun

## Leider muß es...

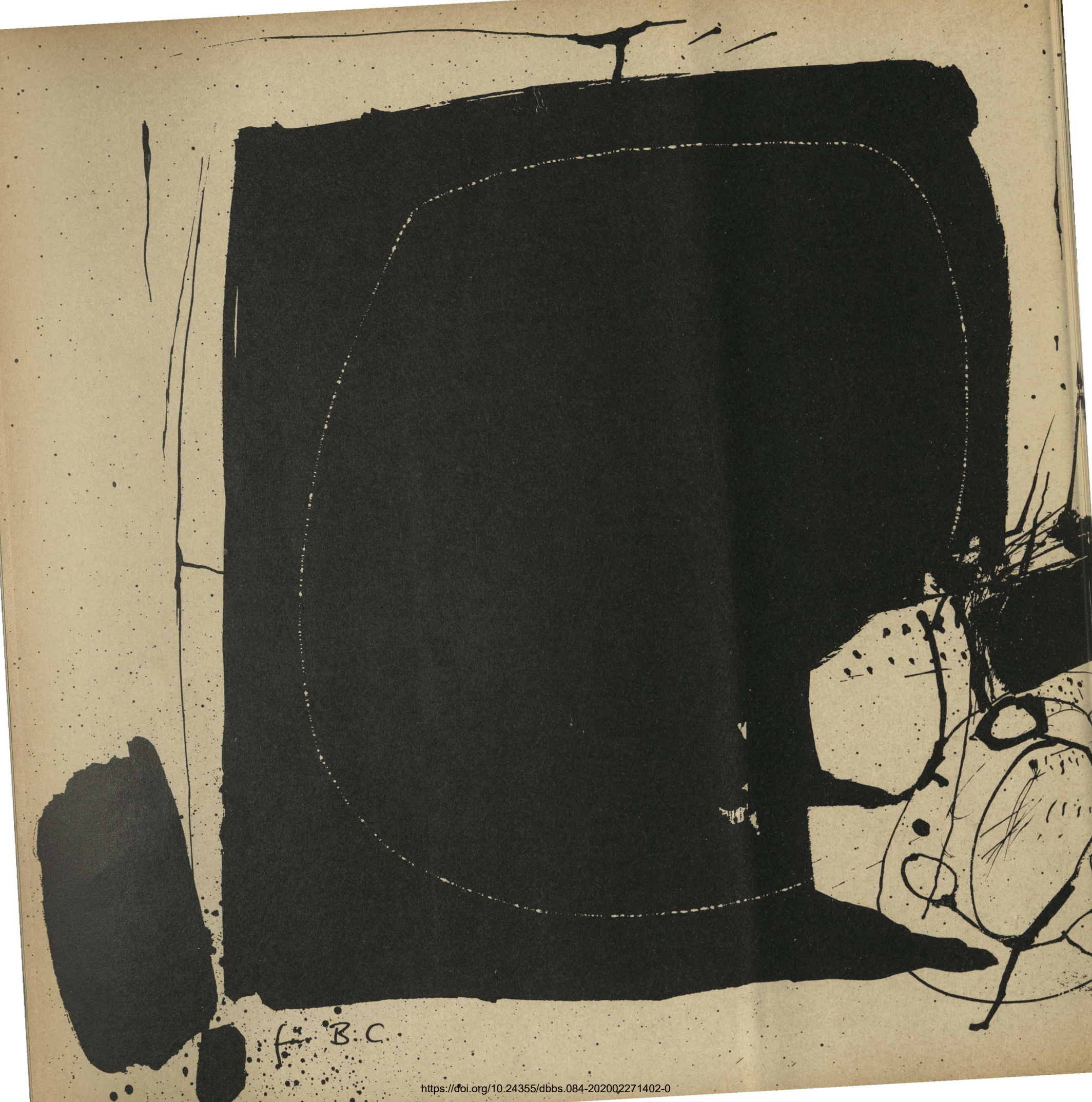
Am 23. 9. 63 und 24. 9. 63 publizierte ein gewisser h. m. je einen Artikel über die Ausstellung der beiden Rudolf-Wilke-Preisträger Koeppen und Tuma, natürlich, wie es das Gebot der Höflichkeit verlangte, dem jüngeren Maler Tuma den Vortritt lassend. Dem Leser dieser mit wissenschaftlicher Akribie geschriebenen Artikel konnte es nicht verborgen bleiben: Braunschweig hat einen Preisträger zuviel, und zwar Koeppen, dem h. m. messerscharf Epigonentum nachwies, wenn auch die angestellten Beweise, z. B. der Vergleich mit Buffet, an den Haaren herbeigezogen waren. Wenn man es darauf anlegt, lassen sich letzten Endes bei fast jedem Bild irgendwelche Vergleiche mit anderen finden; aber was macht's, hier ging es schließlich um Kunst, und der Zweck heiligt, wie ja wohl jeder weiß, die Mittel.

Natürlich gibt es zu denken, wenn h. m. sich durch »ein mit Akribie gemaltes Nacktbild«, schon der Ausdruck Nacktbild ist perfide, angestoßen fühlte, was den Artikelleser an der Phantasie h. ms. ernsthaft zweifeln läßt. Leider konnte h. m. auch durch »die Campigli entlehnte« Kirke nicht versöhnt werden, da störte ihn der Trikot.

Offen blieb, wer sich hinter den geheimnisumwitterten Initialen h. m. verbarg; vielleicht war es gar der Braunschweiger Kulturmanager und Exheimatlyriker Heinrich Mersmann, Verfasser zahlreicher gefühlvoller Verse, der simple Thematik mit archaischer Metrik vergangener Epochen zu paaren liebte, deren Lektüre keinerlei Zweifel am Alter des Verfassers aufkommen ließen. Ihm trieb sicher heiliger Zorn über die Vergewaltigung der Kunst die Feder in die Hand. Als Clou des Ganzen erschien am 27. 9. 1963 im Feuilleton der Braunschweiger Zeitung eine Kulturnachricht, in der sich der Braunschweiger Zeitung-Mitarbeiter A. Koeppen von einer eventuellen Verwechslung mit dem Maler O. Koeppen distanzierte, trotzdem es wohl keinem eingefallen wäre ein A mit einem O zu verwechseln, und schon gar nicht A. Koeppens neckische Zeichnungen mit den Bildern O. Koeppens. Es gibt zu denken, daß ein Maler derart heruntergeputzt wird, und das in einer Art, die nichts mehr mit sachlicher Kritik zu schaffen hat. Leider mußte es gesagt werden.

Peter Heil





f. B.C.





Anzahl und Qualität von Absolventen der Abteilung Freie Malerei einer Kunstschule im voraus zu bestimmen, ist schwierig. Immer sind es nur einzelne, die wirklich Maler werden. Sie sind dann die Glanzlichter der betreffenden Schule und haben nicht selten eine frühe und gute Publizität. Peter Tuma gehört zu ihnen. Er erhielt kurz nach seinem Studium sogar einen Kunstpreis: den Rudolf-Wilke-Preis der Stadt Braunschweig, den vor ihm schon einige Dozenten der SHfBK erhielten.

Der so früh geehrte junge Maler hatte vor kurzem nun auch eine Gesamtausstellung seiner Arbeiten im Kunstverein Salve Hospes, eine Ausstellung leider, die man mit Schlußverkaufsschaufenstern vergleichen konnte, so voll war sie gestopft, aber das geht, ebenso wie die vielen Hinweisschilder, nicht auf das Konto des Malers. Der schlechte Ausstellungsaufbau im Salve Hospes ist ein leider häufig beobachtetes Bild.

Peter Tuma malt gegenständlich, wenngleich sich in seinen letzten Arbeiten eine Entwicklung zum Ungegenständlichen abzeichnet. Die hier abgebildete Pinselzeichnung läßt das deutlich werden. Der Titel »Uhrwerk« ist nach den eigenen Aussagen des Malers ohne größere Bedeutung; das Anliegen ist das Sichtbarmachen von Bewegungsabläufen.

Die Themen der frühen Bilder entnimmt Tuma der Literatur (Die Verwandlung des Herrn Pling); das Puppenspiel beschäftigt ihn, weitere Anstöße aus Japan (Samurai) und Jugoslawien treten hinzu.

Die Bilder sind meist warm und dunkel. Braun und Ocker scheinen Lieblingsfarben zu sein.

Während Tumas frühe Arbeiten durch klar umgrenzte Formen gekennzeichnet sind, zu denen manchmal typografische Elemente treten, wird seine Formensprache im Verlauf der Entwicklung immer freier und entfernt sich vom Gegenstand. Beide, freie und gebundene Formen, werden auch gleichzeitig verwendet.

Neben der manchmal geheimnisvoll anmutenden formalen Lösung seiner Bilder, erscheint oft eine bis zur Delikatesse getriebene Komposition der Farben. Das ist anziehend, aber zum Teil beinahe zu schön. Es liegt ein Hauch von Mode über vielen seiner teilweise goldgerahmten Bilder.

Da liegt eine Gefahr. Der Maler scheint sie aber in letzter Zeit zu überwinden. Werner Steffens





## Ausstellungen

### **Kunstverein Braunschweig, Salve Hospes**

27. November 1963 bis 5. Januar 1964

Britische Gouachen der jüngeren Zeit

Januar 1964

Sammlung Dr. Ottmar Domnick, Stuttgart

### **Galerie Schmücking Braunschweig, Salve Hospes**

Januar 1964

Hap Grieshaber, Neue Arbeiten

Februar 1964

Karl Heinz Droste, Berlin, Plastik

März 1964

Emil Kies, Drossingen, Bilder, Grafik

### **Städtisches Museum Braunschweig**

November bis Dezember 1963

Bund bildender Künstler

Februar 1964

Medieval English Pottery

from the Guildhall Museum, London

### **Kestner Gesellschaft Hannover, Warmbüchenstr.**

10. Dezember 1963 bis 28. Januar 1964

Victor Vasarely

5. Februar bis 15. März 1964

Paul Jenkins

25. März bis 1. Mai 1964

Fritz Hundertwasser

### **Kunstverein Hannover, Sophienstr.**

17. November 1963 bis 5. Januar 1964

Kollektivausstellung

Karl Schmidt-Rotluff

19. Januar bis 23. Februar 1964

Kollektivausstellung

Friedrich-Karl Gotsch

## Vorträge

### **Herzog-Anton-Ulrich-Museum Braunschweig**

Mittwoch, 22. Januar 1964, 20 Uhr

Dr. H. M. Rotermund, Göttingen

Rembrandt und die Bibel

Vortrag mit Lichtbildern

Mittwoch, 19. Februar 1964, 20 Uhr

Dr. Gert Adriani

Ein Flügelaltar von Alvaro di Piero

Vortrag mit Lichtbildern

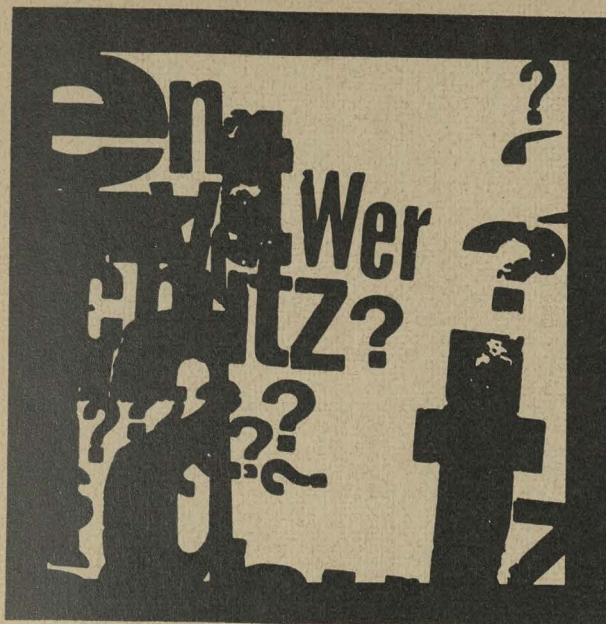
Mittwoch, 18. März 1964, 20 Uhr

Dr. Bodo Hedergott

Jan Vermeer van Delft

Vortrag mit Farblichtbildern





#### poesia tipografica

**Hap Grieshaber, Verlag Galerie Der Spiegel, Köln 12 DM**

Typografie heißt wörtlich: mit Typen schreiben. Der Mainzer Patrizier Johannes Gensfleisch zum Gutenberg machte sie im wesentlichen und industriellen Sinne möglich. Seine »Anordnung von Drucktypen«, eine heutige Deutung, zeigte er uns in der 42zeiligen Bibel zum erstenmal. Von 1436 bis 1963 ist vieles gedruckt, das erste Beispiel in seiner Schönheit nicht übertroffen, die Zweckbestimmung ausgenutzt und mißbraucht worden.

Nun zu dem vorliegenden Buch. Es ist auch eine Bibel enthalten, eine für Analphabeten. Der Missionar Baedeker ließ sie ursprünglich 1900 unter Rußlands leseunkundiger Bevölkerung verteilen. Diese beiden Bibeln können als Pole angesehen werden, zwischen denen sich Typografie formal bewegt. Typografie: profanen, geistigen und künstlerischen Aussagen verpflichtet, im Lesbaren Mitteilung gebend, wird sie uns hier in ihrer eigentlichen Gestalt gezeigt. Buchstaben angeordnet: im zu erkennenden Wort, in der Reihung, im Ornament, in überraschenden Zuordnungen, gefügten Interpunktionen und Linien, im Schwarz-Weiß- und im Groß-Klein-Kontrast, in vermittelnden Übergängen. Zusammengesetzt um ihrer Bildkraft willen, summieren sie sich zum optischen Ausdruck des Titels. Poesie, richtig als Zauber und Stimmung verstanden, wird uns durch unsere so sehr »gebrauchte« Schrift gezeigt. Selbst die gelegentliche Isolierung der Einzelseite, an sich nicht wünschenswert, beeinträchtigt nicht die gelungene Sinnerfüllung durch den Typografen, Holzschneider und Künstler Grieshaber. Das Pendant zu der am Schluß des Buches gezeigten Bibel ist am Anfang ein Pestkreuz aus dem 17. Jh. Man darf diese Zeichensetzung wohl auch als Pole sehen, diesmal im menschlichen Bereich, als Mahnung und Verheißung.

#### experimenta tipografica II

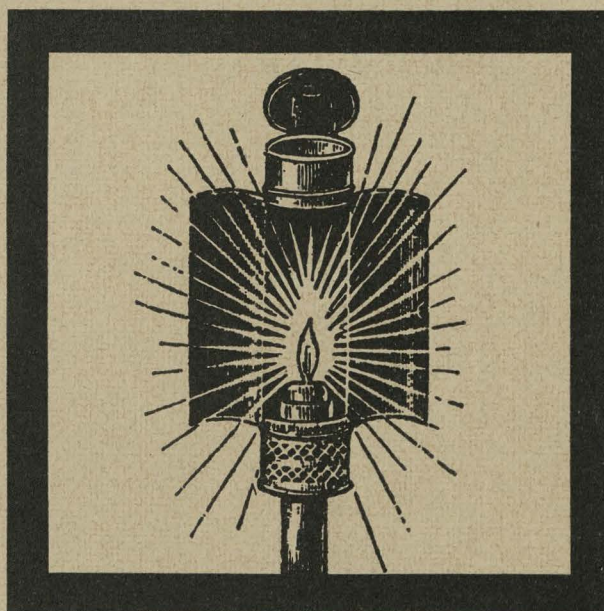
**W. J. H. B. Sandberg, Verlag Galerie Der Spiegel, Köln, 8 DM**

1962 beendete der Museumsdirektor Sandberg seine Amtszeit im Stedelijkmuseum Amsterdam. Verbunden damit war

die Stiftung von 140 Kunstwerken, deren Autoren dem Menschen und ihrem Aussteller Dank ausdrücken wollten. Diese Form der Ehrung ist ungewöhnlich, Sandberg war nobel genug, sie seiner Wirkungsstätte zuzueignen. Als Hinweis auf eine fruchtbare Tätigkeit sehr eindrucksvoll! Normalerweise verkünden sehr primär Kataloge davon. Hier nun ergab sich Neues. Der Veranstalter, der Typografie ergeben, machte sie nicht nur zur Mitteilung des Ausgestellten, sondern auch zur Mitteilung der Zeit mit den Mitteln der typografischen Form.

Auch das vorliegende Buch gibt von dieser Ergebnisheit Zeugnis. Sachlich betrachtet: ein broschiertes, 58 Seiten umfassender Band, 14 x 22 cm groß. Ein weißer Kartonumschlag, mit einem roten zerfranzen »t« bedruckt, der drucktragende Inhalt wechselnd aus Transparent-, Bücher- und Packpapier bestehend. Die Druckfarben sind schwarz, rot, blau, der zu lesende Inhalt in den europäischen Hauptsprachen, u. a. von Laotse, Goethe, Le Corbusier und Marx. Die Drucktypen sind: Ältere Antiqua, 17., Grotesk, 19., Textura, 15. Jh., in mageren, normalen, fetten, schrägen Schnitten, in riesigen, kleinen und mittleren Graden. Daneben wenige geometrische und zeichnerische Formen. Die Anordnung der Buchstaben einzeln, in Worten, gegliedert in Zeilen, locker, streng aneinandergereiht, über die Seite verteilt und im Block stehend. Die Zeilen beginnen miteinander, sind verschoben, geordnet zu Figuren des Beschriebenen. Der Betrachter registriert als Wesentliches: Buchstabenbild, Wortzeichen, Hieroglyphe. Dieses Verfremden, um uns unsere viel benutzte Schrift näher und neu zu bringen, ist Verdienst und vordergründig optisch interessant und reizvoll.

Hans-Dieter Buchwald



#### Der Schatten des Körpers des Kutschers

**Ein Mikro-Roman von Peter Weiß mit 7 Collagen des Autors, Einmalige numerierte Auflage von 1000 Exemplaren, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main**

**Gebunden mit Schuber, 18 DM**

Aus zwei Gründen erscheint uns dieses Buch auch drei Jahre nach seinem Erscheinen noch wert, hier vorgestellt

zu werden: Das sind der exemplarische Prosastil Peter Weiß' und das Buch des Suhrkamp Verlages.

Die Fähigkeit des Autors, Dinge zu sagen, die sich eigentlich der Darstellung entziehen, ist zu Recht gerühmt worden und kann heute, da »Abschied von den Eltern«, »Fluchtpunkt« und »Das Gespräch der drei Gehenden« vorliegen, analysiert werden. Es ist die Fähigkeit, mit einer Akribie ohnegleichen, alles mitzuteilen, was sich, begrenzt durch das Gesichtsfeld und innerhalb eines bestimmten Zeitintervalls, ereignet oder nicht ereignet. Im »Schatten des Körpers des Kutschers« gibt es keine Stellen real beschriebener irrealer Zustände wie bei Joyce oder Kafka. Es gibt hier nur die exakte, chronologische Aufzeichnung, die beim Lesen Bilder produziert. In der Tat liegt der Stil Peter Weiß' eher auf einer Ebene mit dem optischen Stil des französischen »nouveau roman«; und daß sich sowohl Peter Weiß als auch Alain Robbe-Grillet des Experimentalfilms als Ausdrucksmittel bedienen, ist von ihrer Auffassung des Romans her also nur folgerichtig. Letztlich geht es beiden um das Bild, das, beladen mit zunächst noch neutralen Bedeutungen, ganz bestimmte Gedankenverknüpfungen beim Betrachter oder Leser auslöst.

Im »Schatten des Körpers des Kutschers« scheint die Szenerie zusammengesetzt aus Kulissenteilen, die Handlung geschnitten wie ein Zeichentrickfilm. Scheinbar willkürlich aus der Erinnerung des Chronisten herausgelöst, werden die Episoden aus dem Alltag einer Ansammlung skurriler Hausgenossen mitgeteilt. Dazwischen steht das Protokoll über den Zustand des Chronisten während der Niederschrift. Eindringlich vor allem ist die Schilderung der gemeinsamen Mahlzeiten, dieser Irrsinn der immer wiederkehrenden gleichen Verrichtungen; die Begebenheit in der sich abgesonderten Familie, ein bestürzender Blick in die Hölle einer zerrütteten Gemeinschaft; die Begegnung mit dem sich selbst verstümmelnden, dahinsiechenden Arzt, eine gräßliche Szene, die durch die teilnahmslose Schilderung zur Vision wird; schließlich der Besuch des Kutschers, von allen sehnlich erwartet wie ein Heilsbringer und für einen kurzen Abend lang der Spender des Glücks.

Fügt man diesen Bildern die Teile hinzu, die sich unterschiedlich einstellen, so ist man verblüfft, solche Bilder in den Collagen vorzufinden: Bruchstücke aus vergilbten wissenschaftlichen Wälzern, Annoncen und Kinderbüchern. Diese Collagen haben nicht die Funktion, Bild zu sein, indem die Bedeutung der einzelnen Bildelemente ausgelöscht wird und nur ihre Anordnung zu dem neuen Bild zählt. Diese Collagen sind Teil für Teil zu »lesen«. Sie sind Entsprechung und Fortsetzung des Textes. Gerade sie machen dieses Buch so kostbar, das, beim Verlag mittlerweile vergriffen, im nächsten Frühjahr in der Reihe »edition suhrkamp« neu herausgegeben wird. Natürlich ohne Collagen.

Nun ist es einerseits ausgeschlossen, eine »einmalige« Auflage, und sei sie noch so gut gemacht und noch so preiswert, wieder aufzulegen. Andererseits verliert aber eine reine Textausgabe ganz sicher an Substanz, und es ist ein Jammer, daß hier nicht eine andere, glücklichere Form der Neuauflage gefunden wurde.

Walter Jacobs



# museum der modernen poesie

## Museum der modernen Poesie

eingrichtet von Hans Magnus Enzensberger

Suhrkamp Verlag, Frankfurt, broschiert, 420 Seiten, 15,80 DM

Im Suhrkamp Verlag erschien die zweite revidierte Ausgabe der Lyrik-Anthologie, Museum der modernen Poesie, in Form eines respektablen Wälzers von über 400 Seiten, eingerichtet von H. M. Enzensberger. Enzensbergers Bemühungen um Lyrik sind verdienstvoll, handelt es sich doch um eine Sammlung aus den Werken der Dichter fast aller Länder der Erde. Geradezu einer Auszeichnung wert sind seine Verdienste um den Begriff Moderne durch die Begrenzung der Auswahl auf den Zeitraum von 1910-45.

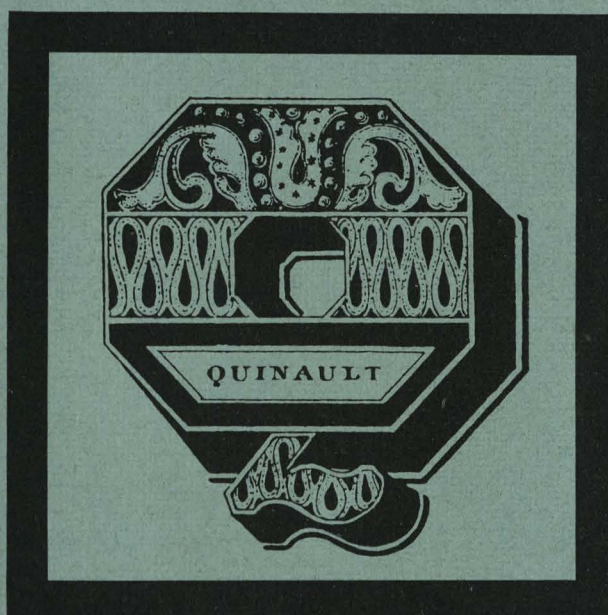
Die Einteilung der Gedichte wurde nach einem bestimmten Schema vorgenommen, das sich laut Enzensberger durch die Texte quasi von selbst ergab, nämlich unter Verwendung von Metaphern wie Augenblicke, Ortschaften, Meere, Panoptikum etc., die gleichsam als Überschriften über den verschiedenen Gruppen stehen. Leider ist diese Anordnung wenig überzeugend, da sich viele Gedichte, z. B. von Ungaretti und Arp, die unter einem Begriff aufgeführt werden, mit der gleichen Berechtigung unter andere Überschriften einreihen lassen. Auch klingen Wörter wie Gräber, Klagen, Meditationen als Einordnungsmaßstäbe für Welt-dichtung verfehlt und vage, und es taucht bisweilen der Verdacht auf, die Gedichte hätten nicht zwangsläufig zu den verschiedenen Begriffen hingewiesen, sondern umgekehrt, der Begriff zu den einzelnen Gedichten.

Der Leser mag die Einteilung, ungeachtet der auftretenden Unstimmigkeiten, als originell und vor allem nützlich ansehen, gewährleistet sie doch eine Orientierung beim Lesen und Verdauen dieser Welt-Lyrik. Man findet alte Bekannte wieder und lernt in Deutschland weniger bekannte Dichter kennen. Ungarettis, wie Miniaturen anmutende Gedichte, sind gelungen ausgewählt: Majakowski feiert dank Enzensberger sein deutsches Comeback, und selbstverständlich sind Rilke, Pound, Apollinaire, Lorca, Benn, Eluard, um nur einige der zum Teil hervorragenden Dichter zu nennen, dabei. Was Ringelnatz in diesen erlesenen Reihen zu suchen hat, bleibt das Geheimnis Enzensbergers.

Trotz einiger germanistischer Schlagwörter, denen man nicht ohne weiteres einen konkreten Gehalt abgewinnen kann, bleibt das Vorwort des Buches bemerkenswert. Allerdings erscheint schon in den ersten drei Sätzen ein Widerspruch: »Die moderne Poesie ist hundert Jahre alt. Sie gehört der Geschichte an. Wenn dieser Satz nicht gilt, gilt auch das gegenwärtige Buch nicht.« Enzensberger wendet sich zu Recht, wie schon andere vor ihm, gegen eine Definition des Wortes »modern«, übersetzt es aber zwischen den Zeilen mit zeitgemäß, indem er die moderne Poesie, vollkommen richtig, in die Geschichte verpflanzt; damit wären die Texte also, da sie heute noch genau so »modern« sind wie früher, immer noch aktuell oder eben zeitgemäß. Enzensberger übersieht wohl, daß z. B. auch 1963 moderne Poesie geschrieben wird, die also nicht der Geschichte angehört: »Wenn dieser Satz nicht gilt, gilt auch das gegenwärtige Buch nicht.« Der Leser suche sich das Passende aus.

Wenn das Vorwort auch an einigen Stellen nicht befriedigt, so ist es als didaktisch aufgebaute Gebrauchsanweisung durchaus akzeptabel. Wie so oft kann sich Enzensberger nicht verkneifen, Seitenhiebe zu verteilen, indem er kaltblütig feststellt, der Kenner werde sowieso die Originale lesen und miteinander vergleichen. Hoffentlich gibt es unter der Leserschaft einige Kenner, die sämtliche für die Lektüre der Textoriginale erforderlichen Sprachen beherrschen. Zum Schluß muß noch auf den Anhang hingewiesen werden, in dem die wichtigsten Lebensdaten der Dichter und ihre Werke aufgeführt sind.

Peter Heil



L'écriture, »Die Schrift«, Text von Etienne

Verlag Robert Delpire, Paris

Verlag M. DuMont Schauberg, Köln, 19 DM

Eine Kunstzeitschrift für Mediziner? Verwundert und ungläubig fragt man sich, ob denn so etwas möglich sei. Robert Delpire, der fünf Jahre in Paris Medizin studierte, machte diesen wohl einmaligen Versuch. Inzwischen ist er ein richtiger Verleger geworden und redigiert außerdem eine Kunstzeitschrift und in seinem Atelier entsteht u. a. ein Teil der Citroen-Werbung.

L'écriture - Die Schrift! Farbige Buchstaben, Linien, Quadrate, Schmuck und Satzzeichen stehen auf weißem Grund. Der Umschlag erfüllt seinen Zweck.

Angeblich schreiben die Menschen seit sechs Jahrtausenden. Versucht man sich vorzustellen, was täglich auf Papier geschrieben und gedruckt, und in Millionen Büchern gesammelt wird, scheint es sich zu lohnen, über die Schrift nachzudenken. Sie überdauert Gedanken und gesprochenes Wort, ohne sie wären Forschung und Wissenschaft nicht denkbar. Zugleich verleitet sie aber das Gedächtnis zur Trägheit, und falsch angewendet kann sie zu gefährlicher Waffe werden. Es gibt viele wissenschaftliche Traktate über die Schrift. Aber wie kam der Mensch überhaupt zum Schreiben? Waren es ackerbaureisende Völker, die ihre Erträge und Abgaben registrierten oder ergab sich die Notwendigkeit zuerst bei den Regierungen, bei der Verwaltung? Wurde das Schreiben ein für allemal von einer Zivilisation erfunden und dann weitergegeben oder hatten zu wiederholten Malen im Laufe der Geschichte mehrere menschliche Gemeinschaften dieselbe Idee? Worin unterscheiden sich die einzelnen Schriften voneinander und wen soll man mehr bewundern, ihre Erfinder oder ihre Entzifferer im 19. und 20. Jahrhundert? Konnte der Mensch lesen, bevor er zu schreiben verstand? Sicherlich erkannte er sehr früh in Schnee, Matsch und Sand die Spuren der Tiere und unterschied eine von den anderen. Und der Fußabdruck des Menschen war seine erste Unterschrift. Aber wo beginnt die Schrift als solche? Gab es sie schon, bevor man eine artikulierte Sprache hatte?

Keine gelehrte Abhandlung über die Entwicklung der Schriften liegt hier vor, sondern der Verfasser hat alle möglichen Meinungen über die Phänomene Schrift, Beschreibung und Schreibstoff und Vervielfältigung zusammengetragen und interessant kommentiert.

Trotzdem hat man beim Aufschlagen des Bandes den Eindruck eines Bilderbuches: viele, teils farbige Abbildungen alter Steinzeichnungen der Ägypter, Perser, Römer, Bild- und Schriftzeichen der Indianer, Chinesen, Japaner, Inder, mittelalterliche Schreibschriften, Notenblätter, Geldscheine, Spielkarten, Beispiele von Unterschriften, Leuchtreklamen, Kinderzeichnungen, die Schrift im Bild (Léger, Tobey, Hartung, Klee, Mondrian u. a.) . . .

Am Ende des Buches steht die Frage nach der Zukunft: wird sich eine Schrift vor allen andern in der Welt durchsetzen? Nichts fehlt heute so sehr wie eine Universal-sprache. Denn wer sich ernsthaft mit einem Wissenschafts-gebiet befassen will, ist angewiesen auf die Literatur, die über sein Fach in englischer, deutscher, russischer, ungarischer, französischer oder japanischer Sprache erscheint. Aber jeder Sprache, die Anspruch auf Universalität erheben könnte, steht der Chauvinismus entgegen. Doch mag man auch nicht gewillt sein, seine Sprache zugunsten einer anderen aufzugeben, so wird man für einen kulturellen oder kommerziellen Profit vielleicht bereit sein, seine Schrift zu ändern. Wenn es zu keiner Weltsprache kommen sollte - wird es dann eines Tages eine Universalschrift geben? Daran zu denken und das zu erreichen suchen heißt vielleicht weiser sein.

Ingrid Zeigermann



**Tradition und Fortschritt** nicht als Widerspruch, sondern als Glieder einer Kette zu sehen, das ist das Geheimnis von Kräften der menschlichen Gesellschaft, die alt werden und dennoch jung bleiben. Das ist zugleich das Geheimnis der Lebenskraft einer Bewegung, die jetzt im zweiten Jahrhundert Triebkraft deutscher Geschichte ist, der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

1863  
1963



## Taschenbücher

### Editon Suhrkamp

Baudelaire, Tableaux Parisiens, 34  
Kasack, Das unbekannte Ziel, suhrkamp texte 35  
Frisch, Ausgewählte Prosa, suhrkamp texte 36  
Proust, Tage des Lebens, 37  
Adorno, Drei Studien zu Hegel, 38  
Michelsen, Lappschiess, Stienz, im Dialog 39  
Grass, Hochwasser, im Dialog 40  
Frisch, Biedermann und die Brandstifter, 41  
Heller, Die Welt Franz Kafkas, Karl Kraus, 42  
Wosnessenskij, Dreieckige Birne, Gedichte, 43  
Materialien zu Brechts »Leben des Galilei«, 44  
Nossack, Der Neugierige, 45  
Gründgens, Wirklichkeit des Theaters, 46  
Hacks, Der Friede, Die Kindermörderin, 47  
Eich, Botschaften des Regens, 48

### Fischer Bücherei

Judenfeindschaft, Herausgeber K. Thieme, 524  
Djilas, Anatomie einer Moral, 526  
Werfel, Die Hotelterrasse, 531  
Joyce, Stephen Daedalus, 540  
Albee, Wer hat Angst vor Virginia Woolf...? 541  
George Eliot, Silas Marner, EC 51  
Lermontow, Ein Held unserer Zeit, EC 92  
Geschichte in Gestalten, Fischer Lexikon 37-40

### Rowohlt Taschenbuch Verlag

Walser, Ehen in Philippsburg, 557  
Moravia, Die Gleichgültigen, 570-71  
Grass, Katz und Maus, 572  
Brecht, Furcht und Elend des Dritten Reiches, 577  
Kisch, Der tote Hund und der lebende Jude, 579  
Sartre, Der Ekel, 581  
Schelsky, Einsamkeit und Freiheit, rde 171-72  
Claus, Theorien zeitgenössischer Malerei, rde 182  
Novalis, Dichtungen, RK 130-31  
Goldoni, Herren im Haus, Viel Lärm in Chiozza, RK 132  
Gorki, Volk vor der Revolution, RK 134  
Rimbaud, Sämtliche Dichtungen, RK 135-36-37  
Federico Garcia Lorca, rm 82  
Johann Sebastian Bach, rm 83

### Deutscher Taschenbuch Verlag

Piasecki, Der Geliebte der großen Bäarin, 122  
di Lampedusa, Die Sirene und andere Erzählungen, 131  
Frank, Links wo das Herz ist, 137  
Alles oder Nichts, Französische Liebesgeschichten, 138  
Jüdische Witze, Ausgewählt von S. Landmann, 139  
Andersch, Die Rote, 141  
Rühle, Theater und Revolution, 145  
Die Idee Europa 1300-1946, dokumente 134  
McCullers, Der Soldat und die Lady, sr 15  
Valéry, Mein Faust, sr 16  
Schnurre, Das Los unserer Stadt, sr 17  
Das war Dada, Eine literarische Anthologie, sr 18

## Logik der Form

### E. Torroja, Die statischen Grundlagen der Bauformen

Verlag D. W. Callwey, München, Leinen, 45 DM

Der oberflächliche Beschauer wird auch dieses Buch in die lange Reihe der theoretischen Abhandlungen und Lehrbücher über die einzelnen Disziplinen des Ingenieurwesens einordnen. Es bringt eigentlich nichts Neues, aber die Art, den Dingen auf den Grund zu gehen, sie mit klarem Menschenverstand zu erkennen und einzuordnen, macht es zu einer fesselnden Lektüre. Torroja gibt zuerst eine Begriffserklärung und baut das Buch dann von einfachen bis zu kompliziertesten Systemen wie Spannungsverhältnissen in Brücken, Staudämmen oder anderen allgemeinen Tragwerken auf, ohne den Leser mit mathematischen Formeln zu belasten. Er spannt den Bogen von dem ältesten Mauerwerk, dem trocken verlegten Zyklopenwerk, bis zu den kühnsten Kragkonstruktionen der letzten Jahre unserer Zeit.

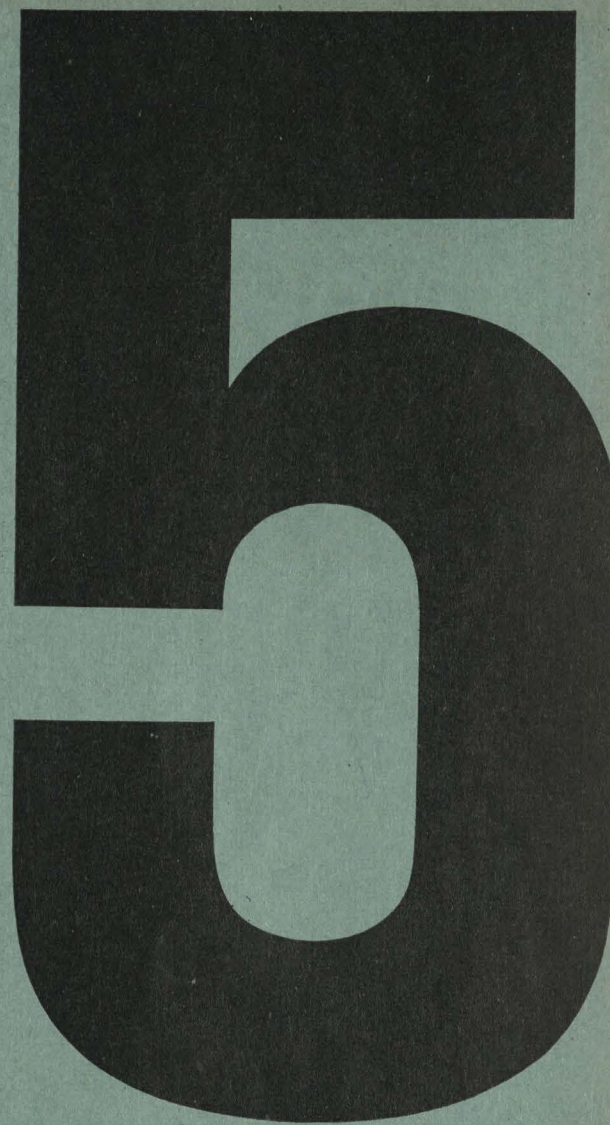
Er spricht von Erfahrungen aus dem Berufsleben, von der Natur der Baustoffe, ihrer Belastbarkeit, ihren Kosten und ihrer Herstellung. Selbst den Möglichkeiten ihrer Formgebung geht er nach, der Plastizität des Betons im Gegensatz zu den festgelegten Profilen im Stahlbau. Zur Erläuterung bringt er Diagramme, zeigt das Reagieren verschiedener Materialien auf Druck- und auf Zugbeanspruchungen. Für ihn ist von größter Bedeutung, daß der Ingenieur bei dem Entwerfen eines Tragwerkes dessen Funktion versteht, die Wirkungen des entstehenden Kräfteflusses miterleben kann und durch die anschließenden Berechnungen nur noch die genauen Größen zu ermitteln braucht.

Seine Ausführungen sind so allgemein verständlich, die Fachausdrücke so sorgfältig erklärt, daß nicht nur der Ingenieur daraus für seine tägliche Arbeit Nutzen ziehen kann, sondern auch der Architekt in das Wesen des Ingenieurbaues eingeführt wird.

Der Verfasser zeigt an Hand von Beispielen, wie stark unser ästhetisches Gefühl von der Baugeschichte geprägt wird, daß jeder neue Baustoff immer einige Zeit benötigt, bis sich das künstlerische Empfinden der neuen Tragwerksform angeschlossen hat. Er zieht keine scharfe Trennungslinie zwischen guter oder schlechter, anspruchsvoller oder abwegiger Baukunst, sondern er verweist auf die alte Wahrheit, daß nur durch Einfachheit Vollkommenheit zu erreichen ist.

Torroja, erfahrener Ingenieur und Lehrer, stellt in diesem Werk eine Verbindung her zwischen der Baustoffkunde, Statik, Entwurfslehre und dem geschichtlichen Ablauf der Architektur. Ihm gelingt es, die inneren Zusammenhänge in gründlich anschaulicher Weise jedem Leser nahe zu bringen, der sich einmal Zeit und Muße nimmt, sich in den Stoff vertiefen. Hinzukommt eine umfassende Zusammenstellung seltener Photographien und lebendiger Skizzen. Und auch deshalb sollte man dieses Buch nicht in die lange Reihe der theoretischen Abhandlungen und Lehrbücher über die einzelnen Disziplinen des Ingenieurwesens einordnen.

Dagmar Kneer



Die 5 Mittel optimaler  
Selbstverwirklichung,  
Tiefentspannung,  
Konzentratives  
Körpertraining,  
Psychohygiene der  
Lebensführung,  
Methodische  
Leistungssteigerung  
und Arbeitsplanung,  
verursachen durch ihre  
wechselseitige  
Durchdringung die  
Entfaltung der dem  
Menschen innewohnende  
Lebenskraft.



Institut Konrad  
Braunschweig  
Ferdinandstr. 2  
Telefon 41288



# Spürsinn & Experimente

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das handgedruckte Buch allmählich aus dem literarischen und verlegerischen Untergrund auftauchen wird. Jene Gattung Bücher also, denen der durchschnittlich Literaturbeflissene nur in seltenen Glücksfällen begegnet; von der man raunt, sie berge den Sprengstoff zu Revolutionen, und deren unbekannte, ungebärdige Autoren seien die gefeierten Dichter von morgen.

## Die Situation

Die Situation der Privatpressen von heute ist nicht anders als die etwa der Zwanziger Jahre: Ob eine Schrift in der Lage war, eine Revolution auszulösen oder ob die jungen Schreiber von damals Anerkennung gefunden haben, das hat erst die folgende Generation erkannt.

Spürsinn, Mut, Experimentierfreude und Können des Büchermachers sind dabei entscheidende Faktoren. Aber wo finden wir sie? Ganz bestimmt bei V. O. Stomps, dessen Berliner Rabenpresse von 1924 bis 1936 mittlerweile zur Legende geworden ist, und dessen Eremitenpresse in Stierstadt seit 1948 zu den profiliertesten Pressen in Deutschland zählt. Davon berichtet ein mit viel Liebe zusammengestelltes Buch. Es heißt »guten morgen vaou« und wurde von Günter Bruno Fuchs und Harry Pross in der Europäischen Verlagsanstalt, Frankfurt am Main, herausgegeben. Allerdings ist solch streitbarer Elan, für den hier V. O. Stomps stellvertretend stehen soll, keineswegs das Kennzeichen des handgedruckten Buches schlechthin. Zumal bei den Drucken der bibliophilen Gesellschaften oder bei denen von öffentlichen Institutionen wird man das Gefühl nicht los, daß Literatur hier lediglich dazu benutzt wird, zum eigenen Ergötzen und Prestige Meisterwerke der Typografie und der Buchbinderei zu schaffen. Aber hier beginnen sich auch die Grenzen zwischen Buchhandel und Kunsthandel zu verwischen, denn nicht immer werden sie von den Verlagen selbst abgesteckt, indem neben der Normalausgabe noch eine Luxausgabe mit originalem Buchschmuck aufgelegt wird. Das sind Bücher, deren Los es ist, auseinandergepflückt in Ausstellungsvitrinen zur

Schau gestellt zu werden; einen Bücherschrank für schöne Bücher gibt es bis jetzt noch nicht.

Das Dilemma, in dem sich die größte Zahl der Privatpressen befindet, liegt indessen weniger auf literarischem oder künstlerischem als vielmehr auf organisatorischem Gebiet. Wenn einerseits eine gewisse Exklusivität angebracht erscheint, und sie drückt sich klarer in den winzigen Auflagenziffern als im Preis aus, so wird andererseits die Existenzfrage akut, wenn selbst Auflagen von 100 oder 200 Stück bei Preisen von 20 Mark nicht an den (rechten) Mann gebracht werden können.

Im verflossenen Sommer ging als Antwort darauf die »1. Literarische Pfingstmesse Frankfurt am Main 1963« über die Bühne. Sie bot Zeitschriften des Experiments und der Kritik, neue handgedruckte Bücher sowie Druckschriften in kleiner Auflage. Veranstalter war der Frankfurter Kyklos Klub, ein Kreis debattierfreudiger junger Menschen. Die Idee und ihre Verwirklichung wird Früchte tragen, und ihr Eindruck wird nachhaltig sein, weil der Rahmen dazu paßte. Die Galerie Kyklos in der Kaiserhofstraße besitzt allerdings auch jene gewissen Schnörkel, sprich Hinterhof und knarrende Treppen, die erst eine spezifische Atmosphäre entstehen lassen. Die erste Erkenntnis vor den ausgestellten Büchern war Zweifel an der eigenen Orientiertheit. Gewiß gibt es die Eingeweihten, die von den neuen Arbeiten und Plänen der Bücherwerkstätten wissen, es gibt Querverbindungen der Pressen untereinander, und der Ausstellungskatalog bietet eine umfassende Bestandsaufnahme »aller zu ermittelnden« kleinen Verlage, doch das Echo dieser bescheidenen, fast improvisierten »Messe« zeigt, wie sehr das Publikum überrascht war.

## Das Beispiel

Viel besser aber als jeder allgemeine Überblick kann das einzelne Beispiel Tendenzen und Möglichkeiten der Bücher in kleiner Auflage darlegen. Hier drei bemerkenswerte Lyrikbände: Bücher dieser Kategorie stammen von unbekannten, in undurchdringlichen Tiefen experimentierenden Autoren; das kennt man. Um so mehr

erstaunt es, Gedichte von Gérard de Nerval in einem großformatigen Band des Verlages Hagar Rolf Kuhn, Schleiden-Olef, zu entdecken. Die Gedichte wurden im französischen Original und in einer Übertragung von Jörn Ebeling jeweils gegenübergestellt. Ganz sparsam - so die Normalausgabe in 240 nummerierten Exemplaren zu 23 Mark - sind Radierungen von Heinz Trökes eingefügt. Sie wirken ein wenig ausdruckslos, und das gilt leider auch für den Satzspiegel.

Von Gérard de Nerval, heute als ein Vorläufer der Surrealisten gedeutet, von dem in deutscher Sprache augenblicklich nur spärliche Prosastücke im Buchhandel zu haben sind, führt ein Weg zu einem anderen französischen Surrealisten, Paul Eluard. Seine »Répétitions« zu elf Collagen von Max Ernst erschienen in der Übersetzung von Rainer Pretzell im Verlag Galerie Der Spiegel, Köln. Die einfache Ausgabe von 350 nummerierten Exemplaren kostet 18 DM. Im Gegensatz zum ersten Band spürt man bei diesem die innige Vertrautheit der beiden Künstler. Die Collagen illustrieren nicht, sondern ergänzen die Verse. Die deutsche Übersetzung der dreiunddreißig Gedichte und die Bilder ergeben ein geschlossenes Buch, während die französischen Originaltexte, in kleinerer Type gesetzt, als Anhang beigefügt wurden.

Experimente mit dem Buchstaben oder dem Wortbild, die Verwendung ihrer grafischen Komponente allein ohne jeden Laut- oder Sinnzusammenhang, sind in letzter Zeit häufig unternommen worden. Die vielbeachtete Baden-Badener Ausstellung »Schrift und Bild« zeigte das sehr anschaulich.

Experimente mit dem Buchstaben betreibt auch Klaus Peter Dienst an den lateinischen Texten der »Carmina Burana«. Ihm geht es jedoch ganz besonders um den Sinn, den der Leser aus den zu Code-Zeichen entstellten Buchstaben entziffern muß. Das Buch ist im Verlag Langer Peter, Itzehoe, in 500 nummerierten Exemplaren erschienen und kostet 18 Mark. Der Einband ist aufschraubbar, so daß die einzelnen Textkompositionen auch als Wandbilder verwendet werden können.

Walter Jacobs



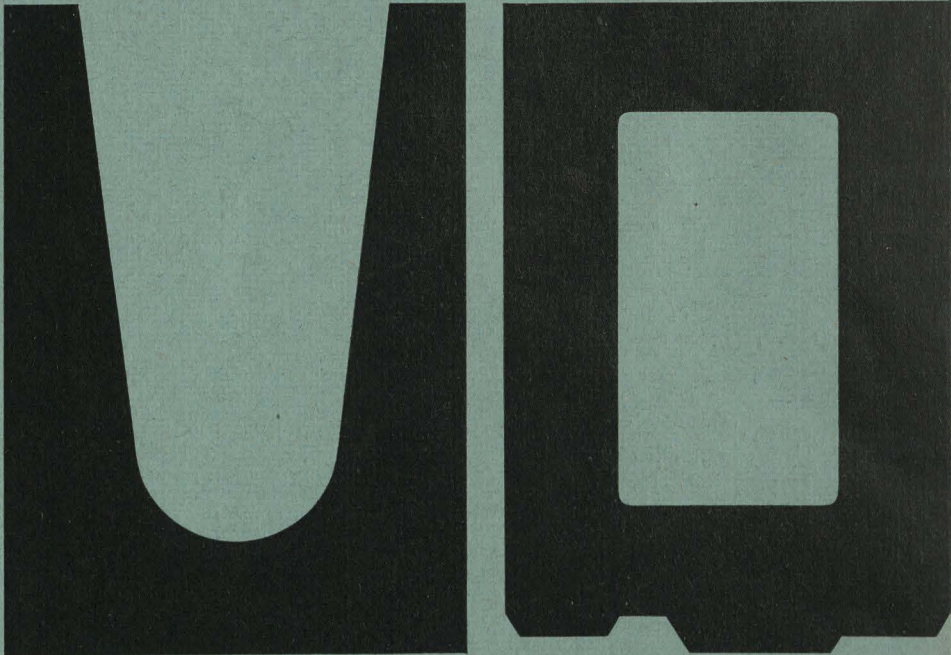


# **DURISOL** **Leichtbaustoffe**

**DURISOL ist ein zementgebundener  
Holzspanbeton, werkmäßig zu  
Bauelementen geformt.**

**Schnelle Bauweise, Heizkostensparnis,  
Vergrößerung der Nutzfläche  
durch dünnere Wände, kostensparend,  
schallschluckend und wärmedämmend.**

**Wir liefern Schalungssteine,  
für Mantelbetonwände,  
Wandplatten, Dachplatten,  
Isolierplatten und Fassadenelemente.**



**DURISOL**  
**Verkaufs- und Ingenieurbüro**  
**3300 Braunschweig**  
**Wabestraße 37 Ruf 33234**



Seit 1959 in der  
**Galerie Schmücking**

Hermann Ober  
Rupprecht Geiger  
Johnny Friedlaender  
Hap Grieshaber  
Marcel Fiorini  
Antonio Zoran Music

Braunschweig Salve Hospes  
Lessingplatz 12  
Ruf 2 24 60

# schrift und bild **Schrift und bild** zu einer ausstellung in der kunsthalle baden baden von peter heil

es war so wie es war so wie was war es war was  
was war so wie es war war was was wahr war ein  
mal war was wahres das war wahr was einmal war  
das wahre das war was einmal wahr war war wahr  
das wahre war was so wie es war war einmal was  
schrift und bild

bild und schrift  
schrift und bild und schrift im bild und bild durch  
schrift und schriftbildendes bild durch bilden des  
schreibvorganges und geschriebenes bild in bil-  
dender schrift und bildschrift in schriftbildern und  
bild durch bild schrift bild und bild und schriftbild  
schrift und bild

das was war  
war das ergebnis eines prozesses der nicht  
wiederholbar immer anders war das war das  
bild als endaussage hinzunehmen und nicht  
daran zu deuten.

schrift und bild  
weißer schriftzug sich aus schwarzem fond als  
nicht mehr verstandesmäßig kontrollierte reak-  
tion auf einen vorangegangenen denkablauf in  
den vordergrund drängend eine überrationale  
erscheinungsform aufzuzeigen mit dem auge  
ertastet erfüllt mit darunter liegenden einge-  
kratzen strichen als linien und zeichen.

bild und schrift  
das was war  
zufällig verstreute buchstaben können sich zu  
wörtern zusammenfügen deren sinn durch erfah-  
rung gewußt wird weil jeder sie kennt und davon  
murmelt sie mit verstand zu verarbeiten und da-  
durch zu verbrauchen und zu einem unnützen rest  
zu zerreden. man legt ihn als überflüssig gewor-  
denes beiseite. es ist zum zuviel geworden von  
dem ein teil sich auf einen untergrund projizieren  
läßt dort als schatten wirkt und eine neue lesbar-  
keit erhält.

schrift und bild  
zeitungsfetzen deren lesegehalt durch verwischte  
farbe zerstört den gewohnten vorgang des lesens  
unwichtig machen. aufgeklebte sinnbilder eines  
massenmediums schaffen durch reflektion einer  
zerrissenen aufnahme- und denkform neue be-  
ziehungen im bild. nochmaliges abreißen zer-  
fetzter plakate läßt vorhandene realitäten zu  
anderen neuen realitäten werden deren ent-  
stehung der hand als ausführendem werkzeug zu  
verdanken ist. erreicht wird eine vom verstand  
gelenkte diktation die die wirklichkeit durch eine  
andere ersetzt.

bild und schrift

wird der wortsinn zum bildelement und seiner  
eigentlichen bedeutung entzogen so daß er im  
bild seinen platz als teil einer gesamtheit erhält  
und nichts mehr mit sich zu tun hat also nicht  
mehr der bezeichnung von vorhandenem dient  
zählt nur noch die bewegung des schreibens.  
schrift und bild

das was war  
zeichen zu abstrakten reihungen aneinander-  
gefügt und schrift deren bewegungsablauf durch  
einen schreibvorgang festgelegt zwingen zum  
mitlesen des bildes halten durch ständiges auf  
und ab hin und her gefangen und führen durch  
visuelles entziffern zu neuen entdeckungen.

bild und schrift  
das was war  
es ist der schrei lesbar aus der öffnung eines  
aufgerissenen mundes hervorbrechend ist es das  
wort noch gezähmt am rand des mundes gerade  
noch sichtbar das den schrei durch das lautlose  
sich aufheben läßt. einzelne gedankenketten mit  
der einwirkung äußerer umstände vermischt im  
inneren verarbeitet ausgestoßen und mit wider-  
sprüchen durchsetzt machen eine realisierung des  
schreis möglich. niemand hört ihn doch hat ihn  
jeder im ohr wenn er aus noch nicht gewußtem  
auftaucht. mülltonneninhalt nach ästhetischen ge-  
sichtspunkten verteilt wirkt durch sich und seine  
bildnerische ausdruckskraft.

das was war  
nicht lesbare zeichen wie auf beschriebenen  
papierseiten.  
schrift und bild  
schleudern die schreier als endschrei ohne spezi-  
fischen schreigehalt einen optischen schrei einen  
schrei der einer von vielen einen schrei des  
wortes nur in der wortbewegung zu ertasten und  
wahrzunehmen.

bild und schrift  
schrift und bild und sprache des bildes und  
sprechendes schriftbild.  
das was war  
bild auf der fläche und darunter eine schrift und  
vibrationsfleck bild dem auge aufgeht und schrift  
bildet sich und bröckelt aus dem bild und wird  
wieder zur schrift unselbständig und

bild und schrift  
bei schriftreihen ohne lesbare wörter den  
schreibduktus erfassen das was es noch immer  
ist wars was einmal wahr wenn es ist und es ist  
gewesen das was war ist es gültig und das wahre  
das das was es war ist.

bildschrift

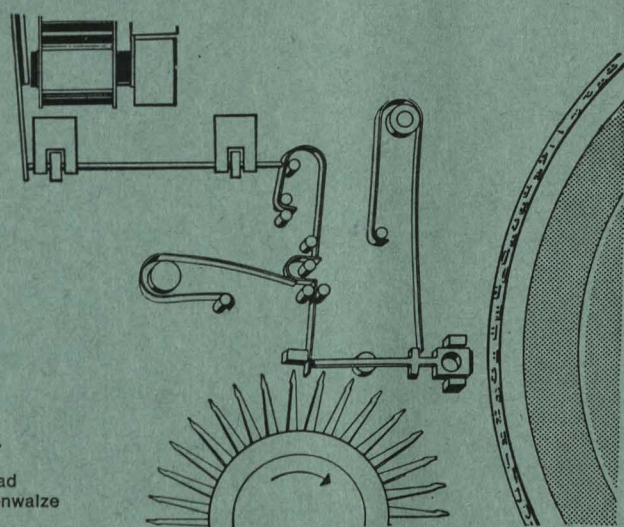


## Mechanik oder Elektronik?

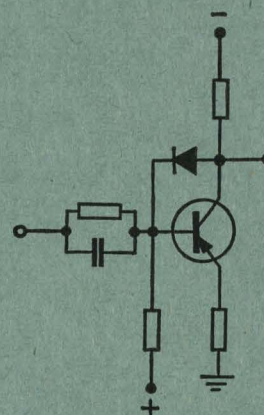
Wo von den Leistungen der Datenverarbeitung gesprochen wird, steht meist die Elektronik im Vordergrund. Aber diese Leistungen sind nicht möglich ohne eine Feinmechanik höchster Präzision, die der Elektronik ebenbürtig ist.

Für die Entwicklung der Datentechnik im Hause Siemens heißt daher die Antwort: Mechanik *und* Elektronik.

Unser Beispiel: Ein neuartiges mechanisches Druckprinzip verleiht dem Siemens-Schnelldrucker eine Stundenleistung von zehn Millionen Anschlägen; er kann mit der Elektronik Schritt halten.



Anschlagprinzip des Siemens-Schnelldruckers. Die Anschlagenergie wird mechanisch von einem Stoßrad abgegeben, das mit der Typenwalze starr synchronisiert ist.



RCT-Schaltkreis, Grundbaustein der elektronischen Datenverarbeitungstechnik.

## Die Entwicklung geht weiter

auf den konventionellen wie auf den neueren Gebieten der Elektrotechnik. An jeder Entwicklungsphase ist das Haus Siemens maßgeblich beteiligt. Vielseitig wie unser Programm sind die Möglichkeiten für Sie, bei uns die Tätigkeit zu finden, die Ihren Neigungen und Fähigkeiten entspricht.

Im Hause Siemens haben Sie als Diplom-Ingenieur der Fachrichtungen Elektrotechnik, Maschinenbau oder Feinwerktechnik unter zahlreichen Arbeitsgebieten die Wahl. Sie haben bei uns Gelegenheit, sich gründlich einzuarbeiten. Da die Weiterbildung unserer Mitarbeiter vielseitig gefördert wird, bieten sich gute Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. In seinem Bereich hat jeder Mitarbeiter weitgehende Verantwortung. Wenn Sie Näheres wissen wollen, so genügt zunächst ein kurzer Brief mit Ihren wichtigsten persönlichen Angaben. Schreiben Sie bitte an das Referat für Technischen Nachwuchs (WS) der Siemens & Halske AG, 8 München 2, Wittelsbacherplatz 2 (Nachrichtentechnik), oder an die Abteilung Technisches Bildungswesen (WS) der Siemens-Schuckertwerke AG, 8520 Erlangen, Werner-von-Siemens-Straße 50 (Starkstromtechnik).

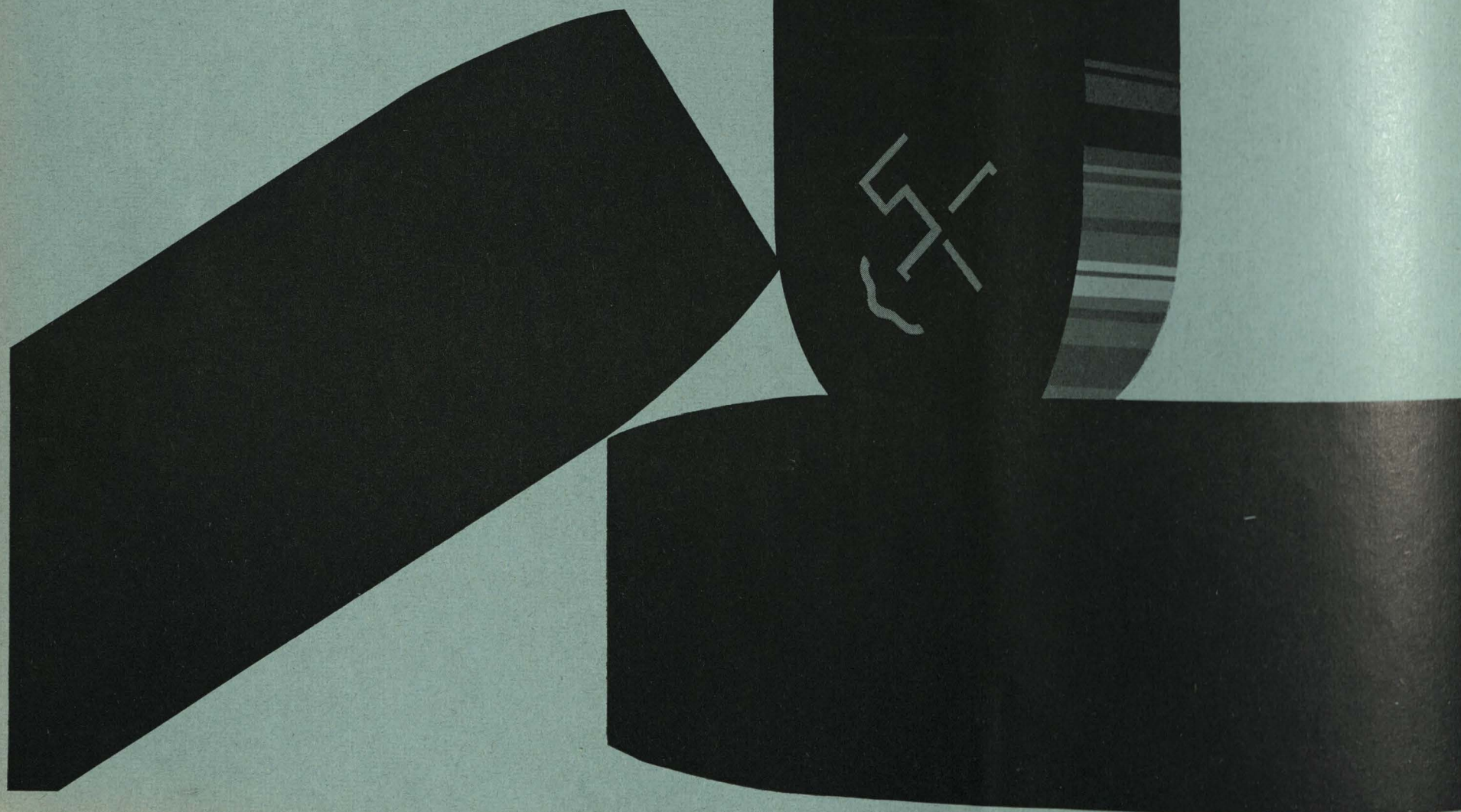
Prospektmaterial über das erwähnte Arbeitsgebiet schicken wir Ihnen auf Wunsch gern kostenlos zu.

SIEMENS & HALSKE AKTIENGESELLSCHAFT  
SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AKTIENGESELLSCHAFT

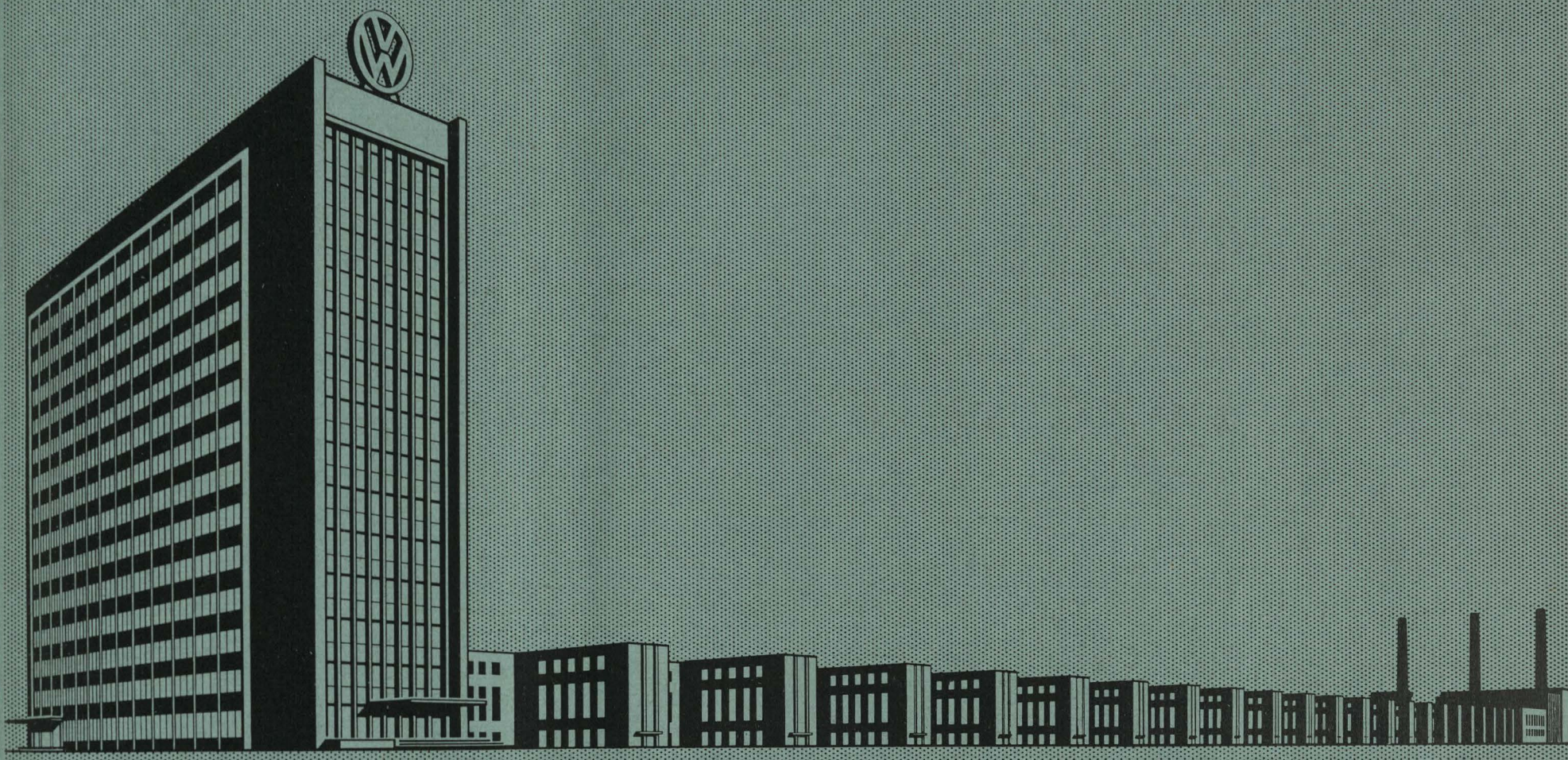


# Braunkohlen- Briketts aus dem Helmstedter Revier

Ein guter  
Brennstoff  
in Stadt  
und Land,  
in Haushalt  
und Gewerbe.







Die Volkswagen AG bietet jungen qualifizierten und einschlägig interessierten

## Dipl.-Ingenieuren

die Gelegenheit, sich durch eine zeitlich begrenzte Mitarbeit in verschiedenen technischen und kaufmännischen Abteilungen gründlich über deren Aufgaben, Arbeitsweisen und Arbeitszusammenhänge zu informieren, bevor sie spezielle Funktionen übernehmen. Diese Vorbereitungszeit wird individuell so gestaltet, daß jeder seine besonderen Begabungen, die beruflichen

Interessen und Ziele an den Anforderungen der Praxis messen kann. Sie dauert maximal zwei Jahre und wird angemessen vergütet.

Bitte schreiben Sie unserer Personalabteilung wohin Ihre beruflichen Wünsche und Interessen zielen und wie Ihr bisheriger Werdegang aussieht. Wir werden Ihnen gern weitere Auskünfte und Hinweise geben.

**VOLKSWAGENWERK AG WOLFSBURG**



Durch Gesetz sind Gewerkschaften und Unternehmer beauftragt, die Lohn-, Gehalts- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter und Angestellten in eigener Verantwortung gegenüber dem Gemeinwohl frei miteinander auszuhandeln.

Gerechtigkeit ist der Ursprung des Gemeinwohls. Die IG Metall ist von ihren Mitgliedern, den Lohn- und Gehaltsempfängern der Metallindustrie, beauftragt, für eine gerechte Einkommensverteilung zu sorgen. Von daher ist sie gebunden, Forderungen nach Würdigung der volkswirtschaftlichen Gesamtlage unter Berücksichtigung der jeweiligen Situation zu stellen. Sie ist bereit, in die Unterlagen, die zu ihren Forderungen führen, Einblick nehmen zu lassen.

Anhäufung von finanziellen Machtmitteln in wenigen Händen ist eine ständige Bedrohung unserer Demokratie. Die IG Metall will der Arbeitnehmerschaft in ihrer ganzen Breite Einfluß auf den vollen Einsatz dieser Mittel verschaffen, um endlich auch den einflußreichsten Bereich unseres öffentlichen Lebens zu demokratisieren.

Der Arbeitnehmerschaft bei der Durchsetzung ihrer sozialen Ansprüche behilflich zu sein, bedeutet Wahrung der Gerechtigkeit.

**Das ist das  
Anliegen der  
Industrie-  
Gewerkschaft  
Metall**





# Kötz

hat einen guten Ruf: 22 0 33

Ein guter Ruf für alle,  
die Brennstoffe brauchen.

Kötz liefert —

ob Sommer oder Winter —

stets zuverlässig und

zum vereinbarten Termin.

Kötz-Kunden wissen das.

Sachkundige, fleißige

Mitarbeiter bearbeiten

jede Bestellung

gewissenhaft und schnell.

Unser Wahlspruch

»Stets Feuer mit Kötz«

hat sich bewährt

und gewährt allen Kunden

warme Stuben an kalten Tagen;

und immer wieder:

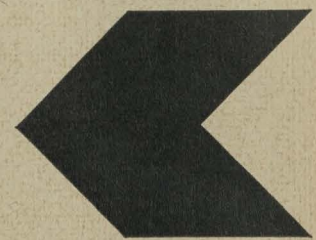
Stets Feuer mit Kötz!

Wer

Kötz-Kunde werden möchte

wähle den Händler

mit dem guten Ruf: 22 0 33



Kohlen Heizöle Baustoffe

Braunschweig

Bertramstraße 9

Helenenstraße 16

Fernruf 22 0 33







# Die Bedeutung der Bundesligazugehörigkeit der Braunschweiger Fußballmannschaft »Eintracht Braunschweig« für Braunschweig.

## Präambel 63

Die Tatsachen sprechen. Seit sich die Braunschweiger mit den Hamburgern den norddeutschen Raum geteilt haben und seit das Eintrachtleder unhaltbar für Braunschweig und den Sieg rollt, ist unsere Stadt aus einem Jahrhunderte währenden Dornröschenschlaf erwacht. Braunschweig befindet sich auf dem Vormarsch zu einer beneidenswerten Stellung unter unseren deutschen Großstädten. Wir verdanken diese Renaissance der einstmals bedeutenden Stadt ihrem in jahrelanger Mühe gezogenen Fußballmaterial. Lieber Fußballfreund, ein ewiger Traum unserer Stadt ging in Erfüllung. Wir haben es geschafft. Wir gehören wieder dazu, beneidet und umworben, und wir sind stolz darauf, einen qualifizierten Beitrag zum deutschen Kulturleben liefern zu können. Vergewissern wir uns die Wirklichkeit, seien wir Menschen der Gegenwart, und erfüllen wir die Forderung der Zeit, indem wir sie tatkräftig gestalten. Es gereicht den Braunschweigern zur Ehre, so am Wohl und der Politik unseres Landes aktiv gestaltend beteiligt zu sein. Zusammen mit unserer exportintensiven Konservenindustrie stoßen wir in den Strafraum der Zukunft vor.

## Eintracht 63

Wir kennen den Kampf unserer Blau-Gelben. Aus dunklen Anfängen im Jahre 1895 spielten sie sich empor zum Licht des Jahres 1963. Fast siebzig Jahre – ein Menschenalter! Doch kein Altern, sondern schrittweise Verjüngung, die in der dynamischen Kondition unserer Bundesligabrigade eine Jugendlichkeit voller Brisanz und Tatkraft erreicht hat. Diese Jugend ist das planende Werk unserer Väter. Verbissen, der zukünftigen Stellung als Fußball-Hochburg Niedersachsens vor Hannover gewiß, trainierten sie durch die Decennien auf Sieg, kein Wetter und keine Regierung scheuend. So waren sie jedem Schicksalstoul gewachsen, und das nicht zuletzt

auf Grund unserer hartgesottenen Mentalität und Epidermis. Beharrlichkeit! Ausdauer! – lauteten die Parolen. Abseits und Ecke waren unser Fluch. Das Jahr 63 war das Jahr der Reife. Lorbeeren hießen die Früchte, die wir ernteten. Des Torhüters Paraden bewahrten uns vor den Folgen gegnerischer Tücken und Kniffe. Elegantes Wadenspiel und präzise Fußarbeit sowie eine intuitive Gezieltheit der Torschüsse eroberten der Liga-Elf das verdient ungeteilte Vertrauen und die rückhaltlose Begeisterung der Fußballfreunde, deren Anhängerschaft wir uns mit Eintracht im erweiterten Heimatstadion unhaltbar erschossen haben. Unser Dank gebührt auch der Vereinsleitung, die die flexiblen Ausgaben des Eintracht-Echo redigiert.

## Pflichten 63

Groß ist die Verantwortung in einer großen Zeit. Die Bundesliga-Eintracht-Elf hat sie auf sich genommen. Als kultureller Stoßtrupp der Gegenwart vergißt unsere Mannschaft nicht den traditionellen Boden, auf dem sie gewachsen ist. Unsere Braunschweiger Vergangenheit ist reich an einer Tradition, die fortzuführen immer unser oberstes Gebot sein muß. Der Fußballer ist sich dieser Verpflichtung und dieses Gebotes beim Sturm immer bewußt. Besinnen wir uns in wenigen Worten, des vom Fußball übernommenen künstlerischen Erbes. Denn, daß es hier um die Kunst geht, ist wohl klar. Über Heinrich den Löwen, sein Denkmal und den Wasserturm, entstand 1890 unsere Großstadt, das Herz zwischen Harz und Heide. Trotz Unbilden der Zeit und des Klimas haben wir unsere Vergangenheit immer bewältigt und uns dank unteilbaren Bürgergeistes stets hinübergerettet. Wegen der überall herumstehenden Kunstdenkmäler, wegen Hannover und wegen des Herzog-Anton-Ulrich-Museums sowie auch weil wir die Galerie am Bohlweg haben und die Kunsthochschule mit auf internationalen Ausstellungen durch ihre Werke berühmt gewordenen Künstlern und nicht zuletzt dank des Staats-

theaters und des Ringtheaters, das alldonnerstags achtuhrfünfzehn dem Kunstkintopp zwei Stunden zur Verfügung stellt, ist Braunschweig auch eine Metropole modernen künstlerischen Lebens geworden. Aber die über Leben und Tod der Stadt entscheidenden Schlachten werden vor ihren Toren in der Arena von unseren verantwortungsbewußten Ledermatadoren geschlagen.

## Zukunft 64

Die Erfolge von 63 werden zu sicheren Erfolgen von 64. Die konsequente Fortsetzung der erfolgreichen Bolzschußtechnik, ihre Verfeinerung und Einbeziehung in das Teamkontingent der Mannschaft gewährleisten die Überraschungskraft der »Eintracht Elf« auch im neuen Jahr. Das Trainingsbestreben geht dahin, die Schußkraft des Sturmes auf Pferdestärke zu erhöhen und die phonale Publikumpotenz, zumindest im Heimatstadion, zu verdoppeln. Um die Zugkraft der »Elf« zu vergrößern, wird unser Torwart auf Vereinskosten nach Australien gesandt, wo selbst er den Sprung der Känguruhs für seine eigene photogene Vertiko-Horizontalsprungtechnik auswerten wird. Um der Bedeutung des Fußballsports auch im wissenschaftlich-technischen Bereich gerecht zu werden, planen wir die Gründung eines Lehrstuhles für Fußballtechnik an der TH Braunschweig, der sich besonders mit Spielstilanalysen befassen wird. Auch die Pädagogische Hochschule wird aufgefordert werden, das erzieherische Moment in ihr theoretisches Programm aufzunehmen. Ich kann den beiden Hochschulen die Rüge nicht ersparen, daß sie der Relevanz des Fußballs zu wenig Beachtung geschenkt haben. In der Kunst ist der Sport schon seit geraumer Zeit zu Hause. Einer unserer Künstler beabsichtigt, trittfeste, farbgetränkte Leinwandstücke auf das Spielfeld zu verteilen, um das Aktionelle des Fußballsportes farblich zu bannen. Wir verabschieden uns mit dem Gelöbnis, Braunschweig zum Mekka der Fußballwelt zu machen. Eintracht vor – noch ein Tor!!!!!! Nora



# Die Bedeutung der Bundesligazugehörigkeit der Braunschweiger Fußballmannschaft »Eintracht Braunschweig« für Braunschweig.

## Präambel 63

Die Tatsachen sprechen. Seit sich die Braunschweiger mit den Hamburgern den norddeutschen Raum geteilt haben und seit das Eintrachtleder unhaltbar für Braunschweig und den Sieg rollt, ist unsere Stadt aus einem Jahrhunderte währenden Dornröschenschlaf erwacht. Braunschweig befindet sich auf dem Vormarsch zu einer beneidenswerten Stellung unter unseren deutschen Großstädten. Wir verdanken diese Renaissance der einstmals bedeutenden Stadt ihrem in jahrelanger Mühe gezogenen Fußballmaterial. Lieber Fußballfreund, ein ewiger Traum unserer Stadt ging in Erfüllung. Wir haben es geschafft. Wir gehören wieder dazu, beneidet und umworben, und wir sind stolz darauf, einen qualifizierten Beitrag zum deutschen Kulturleben liefern zu können. Vergegenwärtigen wir uns die Wirklichkeit, seien wir Menschen der Gegenwart, und erfüllen wir die Forderung der Zeit, indem wir sie tatkräftig gestalten. Es gereicht den Braunschweigern zur Ehre, so am Wohl und der Politik unseres Landes aktiv gestaltend beteiligt zu sein. Zusammen mit unserer exportintensiven Konserveindustrie stoßen wir in den Strafraum der Zukunft vor.

## Eintracht 63

Wir kennen den Kampf unserer Blau-Gelben. Aus dunklen Anfängen im Jahre 1895 spielten sie sich empor zum Licht des Jahres 1963. Fast siebzig Jahre - ein Menschenalter! Doch kein Altern, sondern schrittweise Verjüngung, die in der dynamischen Kondition unserer Bundesligabrigade eine Jugendlichkeit voller Brisanz und Tatkraft erreicht hat. Diese Jugend ist das planende Werk unserer Väter. Verbissen, der zukünftigen Stellung als Fußball-Hochburg Niedersachsens vor Hannover gewiß, trainierten sie durch die Decennien auf Sieg, kein Wetter und keine Regierung scheuend. So waren sie jedem Schicksalsfoul gewachsen, und das nicht zuletzt

auf Grund unserer hartgesottenen Mentalität und Epidermis. Beharrlichkeit! Ausdauer! - lauteten die Parolen; Abseits und Ecke waren unser Fluch. Das Jahr 63 war das Jahr der Reife. Lorbeeren hießen die Früchte, die wir ernteten. Des Torhüters Paraden bewahrten uns vor den Folgen gegnerischer Tücken und Kniffe. Elegantes Wadenspiel und präzise Fußarbeit sowie eine intuitive Gezieltheit der Torschüsse eroberten der Liga-Elf das verdient ungeteilte Vertrauen und die rückhaltlose Begeisterung der Fußballfreunde, deren Anhängerschaft wir uns mit Eintracht im erweiterten Heimatstadion unhaltbar erschossen haben. Unser Dank gebührt auch der Vereinsleitung, die die flexiblen Ausgaben des Eintracht-Echo redigiert.

## Pflichten 63

Groß ist die Verantwortung in einer großen Zeit. Die Bundesliga-Eintracht-Elf hat sie auf sich genommen. Als kultureller Stoßtrupp der Gegenwart vergißt unsere Mannschaft nicht den traditionellen Boden, auf dem sie gewachsen ist. Unsere Braunschweiger Vergangenheit ist reich an einer Tradition, die fortzuführen immer unser oberstes Gebot sein muß. Der Fußballer ist sich dieser Verpflichtung und dieses Gebotes beim Sturm immer bewußt. Besinnen wir uns in wenigen Worten, des vom Fußball übernommenen künstlerischen Erbes. Denn, daß es hier um die Kunst geht, ist wohl klar. Über Heinrich den Löwen, sein Denkmal und den Wasserturm, entstand 1890 unsere Großstadt, das Herz zwischen Harz und Heide. Trotz Unbilden der Zeit und des Klimas haben wir unsere Vergangenheit immer bewältigt und uns dank unteilbaren Bürgergeistes stets hinübergerettet. Wegen der überall herumstehenden Kunstdenkmäler, wegen Hannover und wegen des Herzog-Anton-Ulrich-Museums sowie auch weil wir die Galerie am Bohlweg haben und die Kunsthochschule mit auf internationalen Ausstellungen durch ihre Werke berühmt gewordenen Künstlern und nicht zuletzt dank des Staats-

theaters und des Ringtheaters, das alldonnerstägig achtuhrfünfzehn dem Kunstkintopp zwei Stunden zur Verfügung stellt, ist Braunschweig auch eine Metropole modernen künstlerischen Lebens geworden. Aber die über Leben und Tod der Stadt entscheidenden Schlachten werden vor ihren Toren in der Arena von unseren verantwortungsbewußten Ledermatadoren geschlagen.

## Zukunft 64

Die Erfolge von 63 werden zu sicheren Erfolgen von 64. Die konsequente Fortsetzung der erfolgreichen Bolzschußtechnik, ihre Verfeinerung und Einbeziehung in das Teamkontingent der Mannschaft gewährleisten die Überraschungskraft der »Eintracht Elf« auch im neuen Jahr. Das Trainingsbestreben geht dahin, die Schußkraft des Sturmes auf Pferdestärke zu erhöhen und die phonale Publikumpotenz, zumindest im Heimatstadion, zu verdoppeln. Um die Zugkraft der »Elf« zu vergrößern, wird unser Torwart auf Vereinskosten nach Australien gesandt, wo selbst er den Sprung der Känguruhs für seine eigene photogene Vertiko-Horizontalsprungtechnik auswerten wird. Um der Bedeutung des Fußballsports auch im wissenschaftlich-technischen Bereich gerecht zu werden, planen wir die Gründung eines Lehrstuhles für Fußballtechnik an der TH Braunschweig, der sich besonders mit Spielstilanalysen befassen wird. Auch die Pädagogische Hochschule wird aufgefordert werden, das erzieherische Moment in ihr theoretisches Programm aufzunehmen. Ich kann den beiden Hochschulen die Rüge nicht ersparen, daß sie der Relevanz des Fußballs zu wenig Beachtung geschenkt haben. In der Kunst ist der Sport schon seit geraumer Zeit zu Hause. Einer unserer Künstler beabsichtigt, trittfeste, farbgetränkte Leinwandstücke auf das Spielfeld zu verteilen, um das Aktionelle des Fußballsportes farblich zu bannen. Wir verabschieden uns mit dem Gelöbnis, Braunschweig zum Mekka der Fußballwelt zu machen. Eintracht vor - noch ein Tor!!!!!!!!!!!!!! Nora







# Der AStA TH

Eines der vordringlichsten Anliegen, das nicht nur die Studentenschaft angeht, ist leider noch immer der Ausbau und die Neugründung von Hochschulen. Heute, drei Jahre nach dem grundlegenden Bericht des Wissenschaftsrates und nach einem erfreulichen Anfang in Bochum und Dortmund, scheint die Verwirklichung der Empfehlungen des Wissenschaftsrates einzuschlafen. Die Vermehrung der Lehrstühle hat sich besonders dort, wo Baufragen im Vordergrund stehen, merklich verlangsamt. Auf dem Baumarkt laufen die Preise den Planungen davon, weil die Letztere und die Vorbereitung viel zu kompliziert sind, als daß sie diesem Tempo gewachsen wären. Gerade in diesem Stadium wirkt sich das Nachlassen der Zusammenarbeit zwischen Bund und Ländern in der Baufinanzierung sehr nachteilig aus. So ist die »lose Abrede« über die Kostenverteilung bei Neubauten von 50 zu 50 Prozent ein vom Bundeskabinett genehmigtes Verwaltungsabkommen, dem aber die Länder bisher nicht beigetreten sind.

Demgegenüber steht die ständig wachsende Zahl der Studierenden. Im nächsten Jahr ist mit 250 000 Studierenden zu rechnen, bei nur 200 000 Hochschulplätzen. Die Empfehlung der Westdeutschen Rektorenkonferenz ist angesichts dieser Tatsachen verständlich, aber der Numerus clausus darf nur eine befristete Notmaßnahme sein. Wie der Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz selbst der Presse ausführte, »gehen alle den Zugang zur Hochschule bremsenden Maßnahmen bildungspolitisch in die falsche Richtung«, denn volkswirtschaftlich ist kein Bildungswilliger entbehrlich. Nicht zu vergessen sind auch die Eltern, die ihre Kinder oft unter Entbehrungen auf die Gymnasien geschickt haben, um ihnen ein Studium zu ermöglichen.

Die Aufgabe der Studenten muß es sein, dieses Problem immer wieder aufzugreifen und die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen, damit der Numerus clausus nicht eines Tages eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Die AStA aller norddeutschen Hochschulen werden in der nächsten Zeit mehrmals mit dieser Frage an die Öffentlichkeit treten.

Gerhard Jahns

# Der AStA PH

In Nummer 7 des omnibus war an gleicher Stelle das Problem des Dozenten- und Raummangels an unserer Hochschule aufgegriffen worden und auf die daraus sich entwickelnden Schwierigkeiten hingewiesen worden.

Im Sommersemester hat nun der AStA der Kant-Hochschule Erhebungen angestellt und die Resultate in einer Denkschrift veröffentlicht. Diese Denkschrift wurde den Abgeordneten des Niedersächsischen Landtages zugänglich gemacht.

Außerdem fand gegen Ende des Semesters in der Hochschule ein Podiumsgespräch statt, zu dem der AStA Abgeordnete des Landtages und Vertreter der Hochschule und der Öffentlichkeit eingeladen hatte. Vor einem großen Auditorium - die Aula der Kant-Hochschule war bis auf den letzten Platz angefüllt - fand das Gespräch mit den geladenen Gästen in teilweise spannungsreicher Atmosphäre statt. Es endete mit der Zusage des CDU-Abgeordneten Arnold Fratzscher, sich der aufgezeigten Probleme anzunehmen und sie bei den zuständigen Stellen des Landtages vorzutragen.

Inzwischen tagte in der Hochschule der Kulturausschuß des Landtages, um sich über die Forderungen der Studentenschaft zu informieren.

Es ist nun nicht zu erwarten, daß den Bestrebungen der Studentenschaft auf Abänderung der Verhältnisse in allernächster Zukunft ein Erfolg beschieden sein wird, daß also sogleich sichtbare Auswirkungen zu verzeichnen sein werden. Das wäre wohl zu viel erwartet. Denn der ganze Fragenkomplex ist zu umfassend, als daß es eine Lösung von heute auf morgen gäbe.

Aber - und das sei an dieser Stelle einmal festgehalten - eines ist zumindest durch die Bestrebungen der Studentenschaft erreicht worden, die Tatsache nämlich, daß die zuständigen Stellen des Landtages erneut auf die Probleme des Pädagogikstudiums aufmerksam gemacht wurden, daß der Tagesordnungspunkt »Hochschulen« wieder zur Debatte steht. Sicher ist das nur ein kleiner Schritt auf schwierigem Wege. Es ist zu wünschen, daß weitere Schritte folgen. Die Studentenschaft wird die Entwicklung im Auge behalten.

Karl-Heinz Sander

# Der AStA HFBK

Wir hatten geglaubt, daß mit dem Übergang von der Werkkunstschule Braunschweig zur Staatlichen Hochschule für Bildende Künste, SHfBK, die Arbeit der Organe der studentischen Selbstverwaltung eine größeres Gewicht bekommen würde. Wir meinten, es könne für die Verwaltung der Hochschule eine Hilfe sein, wenn die Studentenschaft bei Fragen, die sie betreffen, und welche Fragen an einer Hochschule betreffen sie nicht, um ihre Meinung befragt würde. Wir sind bereit, bei einer Neuordnung unserer Hochschule mitzuarbeiten, Voraussetzung dafür ist, daß wir unterrichtet werden und daß wir zu den Beratungen des Senats hinzugezogen werden. Vor allem zwei Fragen mußten im letzten Semester gelöst werden: 1. Die Durchführung der Studienförderung. 2. Der Anschluß an das Studentenwerk der TH Braunschweig.

Förderungen konnten, wenn auch etwas verspätet, gewährt werden, und die Zusammenarbeit im Förderungsausschuß war gut. Es müßte nur noch eine Regelung gefunden werden, wie in Ermessensfällen verfahren werden soll. Es gibt an unserer Hochschule verhältnismäßig viele Studierende, die keine Unterstützung vom Vater bekommen, obgleich dieser dazu verpflichtet wäre. Hier sollte dann eine Förderung einsetzen können, denn wer will schon gegen seine Eltern klagen.

Was den Anschluß an das Studentenwerk der TH anbelangt, so wurde hier ein Vertrag zwischen unserer Hochschule und dem Studentenwerk abgeschlossen, der die soziale Betreuung der Studierenden regelt. Allerdings ohne unsere Mithilfe und ohne, daß wir um Zustimmung befragt wurden. Anscheinend gehörte dieser Vertrag nicht zu den Belangen, die die Studentenschaft betreffen.

Beide Regelungen, sowohl der Vertrag mit dem Studentenwerk als auch die Durchführung der Studienförderung an unserer Hochschule, sind ein Notbehelf. Zu fordern bleibt ein Studentenwerk aller drei Hochschulen Braunschweigs, das beide Aufgaben erledigt. Hier sollten die Studentenschaften zusammenarbeiten - wenn es geht, möglichst bald.

Dieter Michaelson



# Kurzschluß

Es gibt verschiedene Arten von Kontakten, zum Beispiel Steckkontakte. Ein Steckkontakt hat vielleicht denselben Sinn zu erfüllen wie ein Kontaktstipendium; nur darf man an beide nicht zu hohe Anforderungen stellen, sonst brennen die Sicherungen durch. Und Sicherungen sind dazu da, bisweilen durchzubrennen. Die Frage ist nur, ob sie auch beim Kontaktstipendium durchbrennen sollen, müssen oder dürfen. Wie dem auch sei, ich war ein Automat, bei dem der Knopf genauso oft hereingedrückt wurde, wie er herausgesprungen war. Zu Anfang ging es ja, da wurde er nicht so oft in Anspruch genommen, aber mit der Zeit nutzte er sich ab, und fünf Monate sind für einen Automaten dann doch eine lange Zeit, vor allem, wenn er dauernd auf Herkunft, Zusammensetzung und Seelenzustand geprüft wird. Ich habe gern Auskunft gegeben, doch fragte ich mich nach einiger Zeit, ob es nicht rationeller sei, den ganzen Aufbau, Mechanismus und Funktionsablauf aufzuzeichnen, zu beschreiben und zu vervielfältigen und Beschreibung und Plan der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Jedoch ließ ich diesen Gedanken wieder fallen, da selbst ein Automat ungern sein Inneres der Allgemeinheit offenbart.

Später habe ich es bereut, daß ich es nicht wenigstens in beschränktem Maße getan habe, denn nach einer Veranstaltung auf einem Haus besaß ich kein Betriebsgeheimnis mehr, so intensiv hatte man nach mir, in mir und um mich herum geforscht. Vielleicht hätte man es durch eine vorherige Veröffentlichung wenigstens zum Teil wahren können. Aber was soll's; als Kontakt-automat - Verzeihung, als Kontaktstipendiatin - ist man allerlei gewohnt, das heißt, man gewöhnt sich so ziemlich an alles und sei es das Eincremen des in der Sonne liegenden AstA-Vorsitzenden in der Badeanstalt.

Einen großen Reinfall erlebte ich mit einem Versuch meinerseits, einen Kontakt herzustellen. Er hat mir auf Wochen den letzten Mut genommen, selber die Initiative zu übernehmen: Es war abends nach einem Kinobesuch, und ich ging meinem Zimmer zu, als aus einem Haus entsetzte Hilfeschreie zu hören waren. Neue Rufe

nach der Polizei bestärkten mich in meinem Entschluß, hier einen Kontakt herzustellen, der von Nutzen sein würde. Ich lief also zu einem Telefon und benachrichtigte die Polizei, die bald mit einem Funkwagen zur Stelle war. Nachdem ich ihr den Sachverhalt dargelegt hatte, erschien ein Mann am Fenster des besagten Hauses und erkundigte sich, was die Polizei wolle. Diese gab dienstliche Auskunft, worauf der Mann erklärte, es wären Hilferufe in einem Fernsehkrimi gewesen. Dieser Kurzschluß zertrümmerte nicht nur den Automaten, sondern ließ auch eine angeschmorte Leitung zurück. Danach habe ich nie wieder versucht, eigenmächtig Kontakte herzustellen, sondern mich mit dem Los des Antwortautomaten abgefunden.

Arja Luukela

## Grafikpreis

Mit dem Niedersächsischen Förderungspreis für Grafik 1963 wurde im November der Grafiker Malte Sartorius ausgezeichnet.

Sartorius ist nach Professor Johann Georg Geyger der zweite Dozent der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig, der diesen Preis erhielt. Nach Versuchen mit der Lithographie schneidet der 30jährige Grafiker, der die Grundausbildung an der SHfBK leitet, seit 1960 sein, durch einen Aufenthalt in Spanien entscheidend beeinflusstes, einziges Thema »Räume« in Holz und Linol: Große Halle, Terrassenlandschaft, Bahnhof Genua, Spanischer Zirkus usw.

Im Februar findet in Göttingen eine Ausstellung seiner Arbeiten statt. In Braunschweig muß man sich leider noch gedulden.

sw

## London

Die Klasse Gebrauchsgrafik der SHfBK stellte im Monat Oktober in der Monotype-Corporation in London erfolgreich aus.

Auch der **omnibus** fand hierbei starke Beachtung und neue Freunde. Das Heft wurde vorbildlich genannt, die Gestaltung sehr gelobt.

Als besonders glücklich wurde die Zusammenarbeit der drei Braunschweiger Hochschulen bezeichnet. Die ausgelegten Hefte waren sofort vergriffen, weitere wurden verlangt. Auch dieser omnibus wird in London gelesen.

gzz

# Poetarium

Zeitschrift für Dichtung und Graphik. Nr. 1, Aufgeführt von Andreas Weitbrecht. Frankfurt a. M. DM 2,50. Graphiken von Bayrle, Bremer, Fuchs, Kissel u. a. Gedichte von Artmann, Bienek, Bobrowski, Gustas, Hamm, Krolow, Mon, Schmied, Sigel u. a. Als Faltblatt nach Art der Stadtpläne. Orientierung erschwert, da ohne Koordinaten. Wenn schon: es ist kein Stadtplan, sondern gefaltete Lyrik. Nur Erstdrucke. Viele Namen vertraut, andere weniger. Die alten Bekannten: Bingel: Kleiner Napoleon, Auf der Ackerwinde zu Gast; Bienek: Traumbuch eines Gefangenen; Sigel: Traum und Speise, Sperrzone; Schmied: Landkarte des Windes, Wein von den Gräbern.

**kurt sigel: vorschlag eines denunzianten**  
**Jawoll herr polizist die essen gebackenen twist**  
**und der dort mein wort hat polypen abgetrieben**  
**sogar die mäuse haben jetzt agitierende läuse**  
**und die krähe vom nehe hat syphilitische flöhe**  
**wußten sie daß der spaß das gas aus vergnügen**  
**fraß?**

**und der bankert vom zar einen harten schanker**  
**gebar?**

**sogar die würmer so sagt man flüstern im chor**  
**daß mit dem papst der antichrist erschienen ist**  
**abführen und durchprügeln was gerade ist**  
**krummbügeln**

**den schieß vom geschmeiß begraben die plagen**  
**erschlagen**

**die alten walken die jungen sengen und schnell-**  
**stens hängen**

**damit ei! genug frohsinn sei für die polizei**

Alte Füchse, alte Hasen auch hier: Krolow natürlich und der Dr. Franz Löffelholz, Pseudonym Mon. Die Jungen und ganz Jungen, Aldona Gustas, Ich will Partisanin werden - freie Rhythmen - Ähnlichkeit: der Nowak läßt uns nicht verkommen - trotzdem, trotzdem - an dieser Stelle kein Kritikerhüsteln, sondern eine Empfehlung des Poetariums an den Leser, eine Ermunterung für die Herausgeber; denn einige noch, die nicht vom Geld allein. Außerdem - ich glaube, in Deutschland (West) eine wunde Stelle, die Lyrik meine ich, nicht das Jonglieren mit bemoosten Metaphern, auch meine ich Bewegung, Befreiung. Deshalb vielleicht Poetarium.

Nora



Ra - 186

omnibus, Zeitschrift für Studenten  
3300 Braunschweig, Broitzemer Straße 230  
Preis DM 0,50

Chefredakteur Werner Steffens  
Redaktion Hermann Oetting, Wolfram Schaumann,  
Walter Jacobs, Dieter Mehlhorn  
Postscheckkonto Hannover 122 70

Gültige Anzeigenpreisliste Nummer 6  
Voll gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt  
die Meinung der Redaktion wieder

Für unverlangte Beiträge und Bücher kann  
keine Gewähr übernommen werden

Grafische Gestaltung Udo Zisowsky SHFBK

Mitarbeit Peter Riefenstahl, Isar Peters, Manfred Bremeier

Technische Herstellung ACO DRUCK, Braunschweig

Umschlagdruck Borek, Braunschweig

Schriften Helvetica der D. Stempel AG Frankfurt am Main